



HANNES FRICKE

**Über Nutzen und Nachteil naturwissenschaftlich-empirischer Erkenntnisse
für die Literaturwissenschaft:
Neurobiologie, Hirnphysiologie, Traumaforschung und Margarete im Kerker**

Vorblatt

Publikation

Erstpublikation: Fricke, Hannes: Das hört nicht auf. Literatur, Trauma und Empathie. Wallstein Göttingen 2004, S. 9-28.

Vollständig überarbeitete Neupublikation für das Goethezeitportal
Vorlage: Datei des Autors

URL: < http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/faust-margareteundtrauma_fricke.pdf >

Eingestellt am 26.01.2008

Autor

Dr. Hannes Fricke
Lerchenstraße 73/I
70176 Stuttgart
Emailadresse: <h-fricke@foni.net>

Empfohlene Zitierweise

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben.

Hannes Fricke: Über Nutzen und Nachteil naturwissenschaftlich-empirischer Erkenntnisse für die Literaturwissenschaft: Neurobiologie, Hirnphysiologie, Traumaforschung und Margarete im Kerker.

URL: < http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/faust-margareteundtrauma_fricke.pdf >

(Datum Ihres letzten Besuches).

HANNES FRICKE

Über Nutzen und Nachteil naturwissenschaftlich-empirischer Erkenntnisse
für die Literaturwissenschaft:
Neurobiologie, Hirnphysiologie, Traumaforschung
und Margarete im Kerker

Für Jan Philipp Reemtsma

1. Worum geht es überhaupt?

Ein neues literaturtheoretisches Paradigma formiert sich: „Neurobiologie“ heißt das Zauberwort. Und die alten Probleme, die sich bei literaturwissenschaftlichen Ausflügen in unbekanntes Gelände aufdrängen, stellen sich auch hier sofort wieder ein: Was versteht wer unter „Neurobiologie“? Wie kann man sich als Literaturwissenschaftler in solch fremdes Gebiet einarbeiten (nur die Lektüre einiger Handbuchartikel oder weniger Fachartikel jüngerer Datums dürfte – vorsichtig ausgedrückt – nur wenig hilfreich sein)? Was aus diesem Gebiet ist aber und was ist warum für Literaturwissenschaftler interessant? Sollte man sich einer bestimmten Richtung in der Neurobiologie verschreiben oder lieber Theorieausschnitte – und wenn ja, welche und vor allem: nach welchen Kriterien? – auswählen? Und worum soll es dann eigentlich gehen: Ist die Theorie um der Theorie willen von Interesse? Oder geht es doch um die Interpretation von Texten (und wenn ja: um was genau an den Texten, etwa nur um die Figuren oder auch um die Erzählhaltungen oder sogar um den Autor selbst)? Kurz und gut: Worin könnte der Mehrwert solcher Unternehmungen bestehen?

Die folgende Untersuchung versucht, diesen Fragen und Problemen Rechnung zu tragen, will aber vor allem demonstrieren, wie und warum die Anwendung neurobiologischer Erkenntnisse auf Texte tatsächlich zu weiterführenden und sogar überraschenden Erkenntnissen führen kann: Es geht um Goethes *Faust*, es geht um Margarete im Kerker.¹

¹ Margarete als reale Person zu verstehen, stellt eine weit reichende Vorentscheidung dar – und wurde in Rezensionen zu Fricke 2004 (wo unter Anwendung des im Abschnitt über Margarete herausgearbeiteten Instrumentariums fiktionale Figuren untersucht wurden – von u.a. Achill über Kapitän Ahab, Batman, Rambo bis hin zu den Figuren in Schlinks „Der Vorleser“ oder Grass’ „Im Krebsgang“) moniert, so etwa von Pietzcker 2007, S. 403: Handelte es sich bei den Figuren nicht

2. Gretchen vs. Margarete

Lange Zeit wurde Margarete als niedlich-naives Gretchen mit blonden Zöpfen verklärt – noch heute spricht man von der „Gretchen-“, nicht aber von der „Margareten-Tragödie“. Verführt und verlassen von Faust, wird sie nahezu ausschließlich als Opfer verstanden. Dabei wird meist unterschlagen oder hinweginterpretiert, dass sie auch Täterin ist, vergiftete sie doch ihre Mutter und ertränkte ihr Kind.

Symptomatisch für diese Art von Interpretation ist Petriconis Untersuchung aus den 1950er Jahren über verführte Unschuld: Der behauptet, Margaretes Kindsmord sei ja „nur ein zusätzliches Motiv“, denn wenn der Mord weggelassen würde, „würde ihn niemand vermissen“.² Margaretes Geistesgestörtheit³ im Kerker werde auch nur aus einem Grunde dargestellt: Die „gegen Gretchen erhobenen Anklagen, die wir ja nur aus ihrem Munde erfahren“, sollten in Frage gestellt werden. Wir – d.h. alle Leser – wüssten ja nicht, „wie groß oder gering ihre Mitschuld am Tode der Mutter war, wir wissen nicht, unter welchen Umständen sie ihr Kind ertränkt hat“. Bei jedem Leser hielten sich deshalb „Mitleid und Grauen“ in der Schwebe. Das hemme „uns, ein Urteil zu fällen, das wir doch fällen müßten, wenn eben Gretchen für ihre Rede verantwortlich wäre“⁴ – was aber offensichtlich nicht der Fall ist.

Wie auch Literaturverfilmungen pointieren bildliche Umsetzungen bestimmter dramatischer Szenen oft solche unterschwellig prägenden Sichtweisen. Zwei Darstellungen der Kerker-Szene lehnen sich eindeutig an Marien- bzw. an Heiligendarstellungen an: Der Kupferstich von Johann Heinrich Ramberg (1763-1840) für eine spätere Ausgabe der goetheschen Werke setzt die Szene im Kerker scheinbar direkt um (vgl. Abb. 1): Von (etwa durch den Engel?) aufgebrochenem Mauerwerk ist im Text aber gar keine Rede. Völlig unklar bleibt auch, warum plötzlich Margaretes Kind – anscheinend springlebendig – auf der Szene erscheint. Die Dreiteilung erinnert dabei überdeutlich an Marien-Darstellungen, besonders an solche, die die Flucht nach Ägypten thematisieren (wie etwa Niccolò Bambini *Die Ruhe auf der Flucht* von 1700). Auch viele bildliche Umsetzungen der Verkündi-

doch auch um „Phantasien ihres Autors“ bzw. verdanken sie sich nicht auch „der Selbstbeobachtung, der Beobachtung anderer oder der Lektüre?“ Doch wie sollte man empirisch, z.B. traumatheoretisch fundierte Ergebnisse an Figuren in fiktionalen Texten anlegen, wenn man diese Figuren nicht als Figuren ernst nimmt?

² Petriconi 1953, S. 103.

³ Arens 1982, S. 454, listet acht Faust-Interpreten auf, die ähnlich wie Petriconi Margarete als geistesgestört verstehen.

⁴ Petriconi 1953, S. 120.

gungsszene zeigen eine ähnliche Aufteilung (etwa Gerhard von Kügelgens *Verkündigung* von 1810). Peter Cornelius (1783-1867) verklärt Margarete noch direkter (vgl. Abb. 2), versteht er sie doch geradezu als postfigurale Umsetzung der heiligen Margarete oder Margarita, die 15jährig im Kerker den Versuchungen der Teufel widerstand, über die dann aber doch das „Halsvrtheil“ gesprochen und die „mit dem schwerd in einem strich nidder gehalten / vnd jr Heupt von jrem Leibe gelöset“⁵ wurde, wie der sich in Goethes Besitz befindliche *Chorus Sanctorum Omnium* verzeichnet.



Abb. 1: Johann Heinrich Ramberg: „Faust. / – Ist gerettet“ (o.J.).
Aus: Kupferstiche zu Goethes Werken. München 1987, S. 54.

Besonders die aus der Heiligenverehrung bekannten Insignien (Gebetbuch, Rosenkranz und ein an einen Totenschädel gelehntes Kruzifix sowie „der Engel mit einem Schwert und einem Märtyrerzweig in den Händen umgeben von strahlender Helligkeit“) setzen solches in der Darstellung der „unter anderem als Schutzheiligen der Gebärenden“⁶ verehrten Margareta bildlich um.

⁵ Chorus Sanctorum Omnium 1563, S. 403-406.

⁶ So Maisak 2007, S. 144.

Fricke: Margarete im Kerker, S. 4

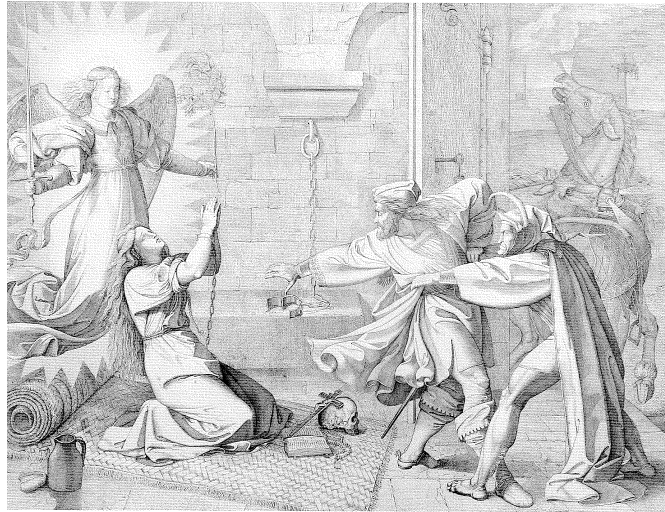


Abb. 2: Peter Cornelius: „Im Kerker“ (1816).
Aus Maisak 2007, S. 165. © Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum.

Der englische Präraffaelit Dante Gabriel Rossetti (1828-1882) zeigt demgegenüber eine völlig andere Margarete (vgl. Abb. 3): Sie ist als einzige aktiv, bedrängt Faust körperlich – und Mephisto bleibt im Hintergrund.



Abb. 3: Dante Gabriel Rossetti: „Faust und Margarete im Gefängnis“ (um 1856).
Aus Maisak 2007, S. 164. © Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum.

Wer aber ist Margarete? Eine Heilige? Eine neue Maria? Zumindest aber ein unschuldiges Opfer? Eine emanzipierte Frau? Oder ist sie tatsächlich wahnsinnig?

3. Frühe Fassung und die Fassungen von 1808 bzw. von 1828

Möglicherweise kann hier eine Untersuchung dessen weiterhelfen, wie die Figur „Margarete“ in den verschiedenen Fassungen angelegt wurde. Es ist ungeklärt, wie *Frühe Fassung* entstand, nämlich „ob sie überhaupt durchgehend als Abschrift zustande kam oder nicht teilweise auch diktiert“ worden ist. Ungeklärt ist auch, ob sie „mit Goethes Wissen und Zustimmung, gar unter seiner redaktionellen Beteiligung“ oder unter Bezug auf ein nicht

überliefertes Manuskript erstellt wurde.⁷ Da es sich um eine Abschrift durch das Weimarer Hoffräulein Luise von Göchhausen handelt, die vermutlich erst 1776 oder 1777 entstand und wahrscheinlich von Goethe weder durchgesehen noch autorisiert wurde, soll dieser Text hier nicht „Urfaust“ (wie leider noch üblich), sondern „Frühe Fassung“⁸ genannt werden.

Die Drastik der *Kerker-Szene* in *Frühe Fassung* nahm Goethe in der späteren Bearbeitung zurück, vor allem durch die Umarbeitung der Szene von Prosa in Verse. Bedenkenswert ist, dass er diese Umarbeitung der Szene selbst als Entschärfung verstanden, sie sogar zu einem tiefen, inneren Bedürfnis erklärt hat. Am 5. Mai 1798 schrieb er an Schiller über die Weiterarbeit am *Faust*:⁹

Ein sehr sonderbarer Fall erscheint dabei: Einige tragische Szenen waren in Prosa geschrieben, sie sind durch ihre Natürlichkeit und Stärke, in Verhältnis gegen das andere, ganz unerträglich. Ich suche sie deswegen gegenwärtig in Reime zu bringen, da denn die Idee wie durch einen Flor durchscheint, die unmittelbare Wirkung des ungeheuern Stoffes aber gedämpft wird.

Bei einer Umsetzung in gebundene Sprache ist es dabei nicht geblieben: Man könnte auch von einer „Verdünnung und Erweichung“¹⁰ und eben nicht von einer „mit höchster Meisterschaft ohne Schädigung des erschütternden Eindrucks künstlerisch veredelte[n] [...] Gestalt“ sprechen, wie etwa Wittkowski behauptet.¹¹ Petriconis Versuch, die Differenzen zwischen den Fassungen zu erklären, hilft ähnlich wenig weiter: Er sieht in der in der späteren Fassung abgeschwächten Anlage Margaretes zwar einen „Widerspruch in der Charakterisierung“, der aber nicht „ohne Absicht des Dichters“ eingebaut wurde, „denn erst

⁷ So Albrecht Schöne in seiner Faust-Ausgabe, vgl. Goethe 2003, Bd. II, S. 82 (im Weiteren zitiert als „FS“).

⁸ Ulrich Gaier geht noch weiter, wenn er den Text komparativisch „Frühere Fassung“ nennt, da man streng genommen nicht einmal mit Sicherheit angeben kann, ob es nicht noch andere und entsprechend auch noch früher entstandene Fassungen gibt.

⁹ nach FS I, S. 777.

¹⁰ Arens 1986, S. 449.

¹¹ Wittkowski 1950, S. 285. Ähnlich Trunz in Goethe 1996, S. 78, oder Winkler 1960, S. 20f., der meint, nur Vers und Endreim seien flexibel genug, „um der Bewegtheit der seelischen Erregung gerecht zu werden, ohne jedoch die Szene im bloßen Gefühlsausbruch auseinanderfallen“ zu lassen. Es gehe zwar etwas „von der Eindringlichkeit und Heftigkeit des ‚Urfaust‘ verloren“, doch „nur der Gebrauch der verschiedenen Versmaße“ ermögliche es, „die verschiedenen Schattierungen innerer und äußerer Vorgänge zu gestalten“ (dieser Abschnitt wird zustimmend zitiert in Kobligks Interpretationshilfen für Schüler und Lehrer 1997, S. 100f.).

Fricke: Margarete im Kerker, S. 7

dieser Widerspruch verleiht seiner Heldin Leben und Glaubwürdigkeit¹² – was auch immer das heißen mag.

4. Kindsmörderin – und auch Hexe?

Wie zeigt der früher und wie der später entstandene Text Margarete als Opfer und wie als Täterin? Geht es im Text nur um ihre Beziehung zu Faust und zu ihrem Kind, das sie tötete, oder lassen sich noch weitere Momente anführen?

Erstaunlicherweise ist in den älteren Volksbüchern um den Doktor Faustus so gut wie nie von Hexen und ihrem Treiben die Rede – so nahe dies gelegen haben mag. Vermutlich ermöglichte aber die dort unbekannte Figur der Margarete es Goethe, das Hexenwesen doch noch in die Handlung einzuführen. Hexen erscheinen nämlich nicht nur in der *Hexenküche* direkt auf der Szene. Während der Satans-Messe auf dem Blocksberg tanzt Faust mit einer jungen nackten Schönen (v. 4128-4135):¹³

FAUST *mit der jungen tanzend.*

Einst hatt' ich einen schönen Traum;
Da sah ich einen Apfelbaum,
Zwey schöne Aepfel glänzten dran,
Sie reizten mich, ich stieg hinan.

DIE SCHÖNE.

Der Aepfelchen begehrt ihr sehr
Und schon vom Paradiese her.
Von Freuden fühl' ich mich bewegt,
Daß auch mein Garten solche trägt.

In diesem Moment wird damit also ein erneuter Sündenfall als Wiederholung desjenigen von Adam und Eva vorbereitet. Hätte nun die Vereinigung zwischen Faust und der Schönen stattgefunden, hätte dies den „geschlechtlich besiegelte[n] Satansbund“¹⁴ bedeutet. Und an dieser Stelle wird ebenso auch auf Margarete angespielt, denn von der Schönheit ihrer Brüste war Mephisto schon früher überzeugt und bemerkte in der im *Fragment* ergänzten Szene *Wald und Höhle* entsprechend zu Faust (v. 3336f.): „Ich hab' euch oft beneidet / Um's

¹² Petriconi 1953, S. 118.

¹³ Zitate aus dem Faust-Text nach Goethe 2005. Die von Ulrich Gaier vorbildlich besorgte Ausgabe stellt im Moment die einzige im Buchhandel erhältliche synoptisch angeordnete und dabei vor allem unmodernisierte Studienausgabe des *Ersten Teils* der *Faust*-Tragödie dar.

¹⁴ Schöne 1993, S. 172.

Zwillingspaar, das unter Rosen weidet“. Mephisto als Teufel spielt dabei frech auf das *Hohe Lied* 4,5 und damit wiederum auf erotische Praxis an, denn dort heißt es: „Deine zwei Brüste sind wie zwei Rehwillinge, die unter den Rosen weiden“.

Noch vor dem Treffen zwischen Faust und der nackten Schönen wurde das Thema ungezügelter Sexualität eingeführt: Faust und Mephistopheles begegnen auf dem Berg auch Lilith, der sagenhaften ersten Frau Adams, einer „Legendenfigur aus den rabbinischen Schriften, Kindsmörderin und Dämonengebälerin“. ¹⁵ Die Sage um Lilith konnte dabei aus der Differenz zwischen den streng gesehen zwei Schöpfungsberichten der Bibel entstehen. Der erste findet sich im 1. Buch *Mose* 1,27, der zweite, der nun erst Eva einführt, ebenda 2,21f. Michael Praetorius (dessen Werke Goethe genau studiert hatte) schildert, Adams erste Frau Lilith sei „von Angesicht wie ein schön Weib gestalt / die vorgehenden mit lieblichen anblicken / und entblössung der Brust zu sich locke / und hindenzu eine schüpichte Schlange“. ¹⁶

Später wird Faust durch das plötzliche Auftauchen von Margaretens Abbild vor der nackten Schönen gerettet (v. 4183-4205):

FAUST. Mephisto, siehst du dort
Ein blasses, schönes Kind allein und ferne stehen?
Sie schiebt sich langsam nur vom Ort,
Sie scheint mit geschloss'nen Füßen zu gehen.
Ich muß bekennen, daß mir däucht,
Daß sie dem guten Gretchen gleicht. [...]
Fürwahr es sind die Augen einer Todten,
Die eine liebende Hand nicht schloß.
Das ist die Brust, die Gretchen mir geboten,
Das ist der süße Leib, den ich genoß. [...]
Wie sonderbar muß diesen schönen Hals
Ein einzig rothes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken!

Mephisto ist gleichzeitig erschreckt und wütend über diese Störung durch die Geistererscheinung. Margarete wird an dieser Stelle also zur „Gegenspielerin des Satans“, ¹⁷ ist aber gleichzeitig deutlich tiefer mit dem Hexenwesen verbunden, als es auf einen ersten Blick hin scheinen mag: Das rote Schnürchen um ihren Hals kannte Goethe aus Erasmus Franci-

¹⁵ Schöne 1993, S. 171.

¹⁶ Praetorius 1666, S. 21.

¹⁷ Schöne 1993, S. 175.

sicis *Höllischer Proteus*, denn dort wird ein der Hexerei angeklagter Mann beschrieben, dem der Teufel „eine rote Korallen-Schnur von Blut um den Hals zuwegen gebracht / als den rechten Werth solcher Künste“, denn „das gerichtlich ergangene Urtheile hat ihn [wegen Hexerei] zum Schwert verdammt“ und enthauptet.¹⁸ Vorausgedeutet wird so bereits an dieser Stelle auf Margaretens spätere, in der Kerker-Szene von ihr wiederum im voraus imaginierte eigene Enthauptung.

Es ist auffällig, wie radikal Goethe neben der in seinem Brief genannten Übertragung in Verse die oft harschen Wechsel und die eher in körperlichen Gesten, als in Sprache umgesetzte Verzweiflung Margaretens im Kerker von *Frühe Fassung* hin zur späteren Fassung (die Szene *Kerker* fehlt im *Fragment*) zurückgenommen hat. Dort stellt Margarete plötzlich Fragen (etwa v. 4427f.: „Wer hat dir Henker diese Macht / Ueber mich gegeben!“ oder v. 4601: „Was steigt aus dem Boden herauf?“). Sie ist dort auch plötzlich in der Lage, sich früherer Situationen angemessen zu erinnern (v. 4573: „Es waren glückliche Zeiten!“), oder versucht gar, Faust zu bekehren (v. 4453: „O laß uns knien die Heil’gen anzurufen!“). Dieser Versuch kann dabei als zusätzliche intertextuelle Anspielung auf die Vita der heiligen Margarita verstanden werden, die wie erwähnt Cornelius seiner bildlichen Umsetzung der Kerkerszene zugrundelegte.

Mag dies noch als *im Text selbst* angelegte Anspielung verstanden werden, so spielt doch Margarete durch ihre Anrede an Faust als „Freund“ *als sie selbst* auf einen *fremden Text* an, und zwar hier auf das *Hohe Lied*, und stilisiert sich auf diese Weise zur biblischen Braut. In Goethes eigener Übersetzung des *Hohen Lieds* heißt es (mit zahlreichen Motivparallelen zum *Faust*):¹⁹

Sie ists die Stimme meines Freundes. Er kommt! [...] Er steht schon an der Wand, siehet durchs Fenster, gucket durchs Gitter! Da beginnt er und spricht: Steh auf, meine Freundinn, meine Schöne, und komm. [...] Horch! Die Stimme meines klopfenden Freundes: [...] er war weggeschlichen, hingegangen. Auf seine Stimme kam ich hervor, ich suchte ihn und fand ihn nicht, rief ihm, er antwortet nicht. Mich trafen die umgehenden Wächter der Stadt. Schlugen mich, verwundeten mich, nahmen mir den Schleier [...] Ich führte dich in meiner Mutter Haus dass du mich lehrtest! [...] Unterm Apfelbaum weck ich dich wo deine Mutter dich gebahr [...].

Viele Details aus dem Geschehen um den Blocksberg verweisen nun ebenso zurück auf die Margareten-Handlung: Die Trödelhexe bietet Schmuck an, der Frauen verführt haben soll (wie jener, der Margarete begeisterte), außerdem ein Schwert (wie das, mit dem Faust Mar-

¹⁸ Francisci 1690, S. 927.

¹⁹ Goethe 1896, S. 303, S. 306, S. 309, S. 310.

garetens Bruder Valentin ermordete) sowie einen Kelch, der Gift enthalten habe (ähnlich jenem, in dem Margarete ihrer Mutter die Überdosis Schlaftrunk verabreichte und sie so tötete).

Doch ist Margarete tatsächlich selbst eine Hexe? Immerhin hat sie ihr Kind ertränkt, eine Freveltat, die auch in Hexenprozessen oft eine Rolle spielte. Auch war in Prozessen gegen Kindsmörderinnen häufig die Rede vom Teufel und von dessen Einfluss auf Tat und Täterin. Um Margarete als Figur besser verstehen zu können, bietet es sich deshalb an, auch auf Realien zurückzugreifen: Goethe hatte als junger Lizentiat der Rechte den Prozess um die Frankfurter Dienstmagd Susanna Margaretha (!) Brandt verfolgen können, die im dritten Verhör am 8. Oktober 1771 zu der Tötung ihres gerade geborenen Kindes erklärte:²⁰

Der Satan habe sie verblendet, und ihr gleichsam das Maul zugehalten, daß es ihr nicht möglich gewesen, etwas zugestehen [...]. Das Kind wäre von ihr auf die Platten auf die Erde geschossen und gleich darauf auch die Nachgeburt gefolgt, da ihr dann der Teuffel in den Sinn gegeben, Hand an ihr eigen Fleisch und Blut zu legen, und das Kind umzubringen.

Dieses seye auf folgende Art geschehen: Sie habe nemlich sobald das Kind auf der Erde gelegen, selbiges mit der rechten Hand gleich bey der Kehle gefaßt, stark gegürtelt [die Gurgel zugeedrückt] und mit den fingern der lincken Hand in dem Gesicht und an den Augen zerkratzt, und wie sie gespühret, daß es noch gerosselt [geröchelt], habe sie es bey dem Aermgen genommen, und mit dem Kopf wieder das in der Wasch Küche gestandene grose fass geschlagen.

Einige Zeit vor der Tat hatten ihre beiden Schwestern sie „scharff befragt“, ob sie denn nun schwanger sei oder nicht, denn „sie wäre ja nicht die erste und würde auch nicht die letzte seyn“.²¹ Goethe lässt Mephisto diese Bemerkung im Dramentext zynisch-direkt wieder aufnehmen, nachdem Faust – nicht sonderlich überzeugend – seinem schlechten Gewissen Luft gemacht hat (S. 380, z. 1-3):

Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lang verirrt! Als Missetäterinn im Kerker zu entsetzlichen Quaalen eingesperrt, das holde unseelige Geschöpf! Biss dahin!

– und Mephisto resümiert trocken (z. 14): „Sie ist die erste nicht!“.²²

²⁰ Habermas 1999, S. 110, S. 116.

²¹ Habermas 1999, S. 112.

²² Reemtsma 1991, S. 11, versteht Fausts Ausruf entsprechend als spätere „Draperie und nicht wortwörtlich“. In der Überarbeitung der *Kerker*-Szene sei „Margaretens Kerkerwahnsinn“ nämlich

Die Tatsache, dass Margarete der Plan zur Kindstötung tatsächlich vom Satan eingegeben wurde, wird dann zwar an keiner Stelle im Dramentext ausdrücklich genannt, doch erscheint unter diesen Vorzeichen gesehen Margaretes Ausspruch im *Kerker* vielleicht in einem anderen Licht (S. 392, z. 56f.): „Wen befreyst du! Weist du's?“ – eine Kindsmörderin und Hexe nämlich. Entsprechend ist möglicherweise auch der bereits zitierte Ausruf Fausts auf dem Blocksberg v. 4197f.:

Das ist die Brust, die Gretchen mir geboten,
Das ist der süße Leib, den ich genoß.

anders zu verstehen, denn von der Schönheit dieses Leibes dürfte nach den „entsetzlichen Quaalen“ und den Verhören durch die Inquisitoren, durch jene „grau und schwarze Brüderschaft“ (also die Franziskaner und Dominikaner, die von der Kirche mit der Inquisition beauftragt worden waren und die Goethe in einem Paralipomenon²³ zum *Faust* anführt), nicht mehr viel übrig geblieben sein. Und selbst dann, wenn man nicht die starke These vertreten wollte, Margarete sei selbst eine Hexe, so rücken die gehäuften Anspielungen und Motivverknüpfungen sie dennoch in das unmittelbare Umfeld des Hexenwesens. Doch auch als Kindsmörderin droht Margarete bei den Verhören die Folter: Leugnet eine solche, soll man nach der *Peinlichen Gerichtsordnung* die Verdächtige „mit peinlicher ernstlicher frag zu bekannthuß der warheyt zwingen, Auch auff bekannthuß des selben mordts zu entlicher todtsstraff, als obsteht vrtheylen“.²⁴

5. Das neue Instrumentarium

Ehe nun ein genauerer Blick auf das letzte Zusammentreffen von Margarete und Faust im Kerker in den verschiedenen Fassungen geworfen wird, sollen zuerst einige Begriffe aus der Traumaforschung eingeführt werden, die Margaretes besondere Verhaltensweisen verstehen helfen können. Ausgangspunkt bildet dabei vor allem das grundlegende *Lehrbuch der Psychotraumatologie* von Fischer und Riedesser, Levines *Trauma-Heilung*, die *Traumazentrierte Psychotherapie* von Sachsse sowie die im Anhang genannten Einführungen

nicht mehr „kenntlich als das, was er ursprünglich hätte sein sollen: eine durch Folter“ im Zusammenhang mit einem Hexenprozess „erzeugte Psychose“. Es stimme nachdenklich, dass „in diesem berühmtesten Stück der deutschen Literatur Hexenverfolgung und Folter zentrale Motive sein sollten – und getilgt wurden“.

²³ In H P50, vgl. Bohnenkamp 1994, S. 148.

²⁴ Die *Peinliche Gerichtsordnung* 2000, § 131, S. 83.

und Texte von Becker, Fiedler, Fischer, Flatten u.a., Herman, Keilson, Peichl, Reddemann und van der Kolk. Mit Nachdruck muss dabei darauf hingewiesen werden, dass hier Modelle aus der Traumaforschung übertragen werden, die empirisch fundiert sind. Diese Modelle verarbeiten Erkenntnisse über (hirn-)physiologische Prozesse, die als anthropologische Konstanten zu verstehen sind. In der Übertragung auf die Untersuchung literarischer Texte bedeutet dies: Goethe musste – wie auch Margarete – keineswegs Lehrbücher über Psychotraumatologie gelesen haben, damit die Szene im Kerker so und nicht anders hätte gestaltet werden können. Der klassische Vorwurf gegen etwa psychoanalytisch orientierte Theorien, sie würden nur für Texte erst nach Erscheinen der Hauptwerke Sigmund Freuds gelten, greift ins Leere.

Was ist nun aber ein Trauma? Ein traumatisches Geschehen, also ein Geschehen, dass ein Mensch als lebensbedrohlich empfindet und das ihn vollständig überfordert, kann diesen Menschen derartig verunsichern, dass er im Wortsinne in seinen Grundfesten erschüttert zurückbleibt. Jedoch bleibt nicht *jeder* Mensch in *gleicher* Weise verformt zurück: Ist jemand in seinem bisherigen Leben liebevoll begleitet und gestützt worden, kann er oder sie dem Entsetzlichen vermutlich besser gewappnet begegnen. Ist er oder sie aber schon früher traumatisiert worden, wird mit diesem neuen Geschehen möglicherweise jene alte Narbe wieder aufgerissen und vertieft. Man muss also von einem direkten Verhältnis zwischen der Schwere der traumatischen Erfahrung und dem ausgehen, was der oder dem einzelnen Betroffenen an Kräften, an eigenen Ressourcen für eine Verarbeitung des Entsetzlichen zur Verfügung steht. Fischer und Riedesser definieren ein psychisches Trauma entsprechend als ein²⁵

vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt.

Auf diese Weise versuchen beide, den Begriff des Traumas sowohl objektiv (welche Situationen oder Handlungen können eine Traumatisierung bewirken?)²⁶ als auch subjektiv zu fassen (was erlebt der einzelne Betroffene bzw. unter welchen individuellen Voraussetzun-

²⁵ Fischer und Riedesser 2003, S. 82 (im weiteren zitiert als „FR“).

²⁶ Entsprechend den Situationen, in denen eine relativ große Wahrscheinlichkeit für eine Traumatisierung bestehen dürfte, ordnen Fischer und Riedesser den Teil ihres Lehrbuchs über die spezielle Psychotraumatologie in Kapitel über Holocaust, Folter und Exil, Kindheitstraumata, Vergewaltigung, Gewaltkriminalität, Arbeitslosigkeit, lebensgefährliche Erkrankung sowie Mobbing.

gen wird eine Erfahrung gemacht, die traumatisierend wirken kann?). Dabei werden Fischer und Riedesser nicht müde, darauf hinzuweisen, dass „Trauma“ an sich keine Qualität sei, „die einem Ereignis inhärent ist noch aber einem [subjektiven] Erlebnis als solchem“. Entscheidend sei viel mehr die „Relation von Ereignis und erlebendem Subjekt“. So kann es Menschen geben, die derartig starke Ressourcen haben, dass sie schlimmste Situationen verhältnismäßig gut überstehen, während andere bei vergleichsweise weniger gravierenden Erlebnissen völlig zusammenbrechen. Kein Ereignis ist also für sich genommen traumatisch, vielmehr ist das Verhältnis zwischen den Kräften des einzelnen Betroffenen (also den Ressourcen und salutogenetischen Faktoren, d.h. jenen Faktoren, die zur Erholung und nicht zur Pathologisierung beitragen) und der Intensität der überwältigenden Situation für die jeweiligen Folgen der traumatischen Erfahrung entscheidend.

Ein Beispiel: Stefan Zweigs für viele völlig überraschender Suizid – im kriegsfernen Südamerika, aller Geldsorgen ledig und mit unbegrenztem Aufenthaltsrecht – provozierte Thomas Mann zu der wütenden Entgegnung in einem Brief an Friderike Zweig vom 15. September 1942:²⁷

War er sich keiner Verpflichtung bewusst gegen die Hunderttausende, unter denen sein Name groß war, und auf die seine Abdankung tief deprimierend wirken musste? Gegen die vielen Schicksalsgenossen in aller Welt, denen das Brot des Exils ungleich härter, als es ihm, dem Gefeierten und materiell Sorglosen war? Betrachtete er sein Leben als reine Privatsache und sagte einfach: „Ich leide zu sehr. Seht ihr zu. Ich gehe?“

Mann verkennt hier, wie stark Zweigs Ressourcen aufgebraucht waren und wie schlecht diesen die bloße Sicherheit der Existenz in Südamerika am Leben halten konnte. Versteht man Zweig als traumatisierten Flüchtling mit nun extrem schwachen Ressourcen, erscheinen die Vorwürfe Manns in einem anderen Licht, nämlich weniger berechtigt. Zweig verzweifelte anscheinend in einer im Vergleich zur Situation von Flüchtlingen in der BRD heutiger Tage absolut gesicherten, geradezu paradiesischen Situation.²⁸ Die im Vergleich zu Zweigs damaliger Situation aber geradezu auf Retraumatisierung angelegte Umgangsweise mit Flüchtlingen bei uns dürfte er vermutlich nicht lange ertragen haben.

Nimmt man die enge, aber präzise Definition von Fischer und Riedesser ernst, so verbietet es sich natürlich, generalisierend von kollektiven Traumata zu sprechen, etwa im

²⁷ Zitiert nach Haenel 1995, S. 142. Der Brief liegt noch nicht in der neuen Thomas-Mann-Ausgabe vor.

²⁸ Vgl. dazu Fricke 2006, bes. S. 50-53.

Sinne einer „traumatisierten Generation“ oder einem „traumatisierten Land“, da in diesem Falle die enge Koppelung eines einzelnen, genau beschreibbaren Geschehens an die immer subjektiven Voraussetzungen eines einzelnen Menschen ignoriert wird. Wer aber so über Traumata spricht, sollte genau angeben, von welchen theoretischen Voraussetzungen er ausgeht – wenn seine Untersuchungen denn überhaupt auf traumatheoretisch relevanten Voraussetzungen und nicht viel eher auf in einer Gemeinschaft akzeptierten Erzählformen von für ein Kollektiv angeblich typischen Erfahrungen fußen: An solchen Stellen zeigen sich nämlich vermutlich *nicht* kollektive Traumata (was auch immer das sein mag), sondern eher ein Diskurs im foucaultschen Sinne: Es zeigt sich, über was gesprochen und an was sich wie erinnert werden darf – und an was nicht.²⁹

Und noch weiter: Aus einer akuten posttraumatischen Stressreaktion bzw. aus einer Akuten Belastungsreaktion unmittelbar nach dem Vorfall muss noch lange keine Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) werden: Ca. 85 % derjenigen, die eine möglicherweise traumatisierende Situation (etwa in Naturkatastrophen) überlebt haben, können, so schätzt man, das Geschehen innerhalb der ersten drei Monate verarbeiten.³⁰ Deutlich schlechter

²⁹ Zur Kritik an dieser Instrumentalisierung des Trauma-Begriffs vgl. Fricke 2004, S. 235f., mit Einwänden gegen den von Elisabeth Bronfen verantworteten Band „Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster“ (Köln u.a. 1999), denn dort wird unter Aufweichung des hier vorgestellten engeren Trauma-Begriffs eine „Übertragung des Trauma-Konzepts von den sehr spezifischen Subjekt-Geschichten auf die Kulturgeschichte und auf den Geschichts-Begriff“ versucht (S. VII f.). Ähnlich argumentiert der Filmwissenschaftler Thomas Elsaesser (o.J.) in Anlehnung an Cathy Caruth, dass das „Trauma zwar ein Ereignis bezeichnet, das keine [!] Spur hinterlässt, diese Spurlosigkeit jedoch ihrerseits eine Fährte legt, die von einer anders gearteten Hermeneutik wieder zutage gefördert werden“ könne. Angesichts der „technologischen Veränderungen“ entstünden heute neue „Formen des kulturellen Gedächtnisses und der Intersubjektivität“, für die „chronologische Zeitrahmen und geographische Koordinaten sich als unangemessen erweisen“: Damit werde „das [d.h. jedes!] zeitgenössische Subjekt“ also „zur Geschichte, und Gedächtnis nimmt ein zwangsläufig traumatisiertes, weil lakunäres, unvollständiges, narrativ nicht länger sanktioniertes Verhältnis ein“. Paradoxerweise bestünde dann „eines der Zeichen für das Vorhandensein eines Traumas im Fehlen jeden Anzeichens, das auf ein Trauma hindeutet“. So würden wir zur „Revision unserer traditionellen Vorstellungen von Narration und Narrativität“ gezwungen. Mit Traumatheorie könne man also die „Sackgassen des Dekonstruktivismus mit Blick auf die Interpretation außer-textueller Artefakte“ neu durchdenken. Elsaesser modebewusstes Patchwork aus Versatzstücken hat mit Psychotraumatologie kaum noch etwas zu tun, versuchen einzelne Traumatisierte oft doch gerade verzweifelt, sich eine zusammenhängende Geschichte zu rekonstruieren und die ja gerade so spuren- und folgenreiche traumatische Erfahrung in ihre individuelle Lebensgeschichte zu integrieren.

³⁰ Vgl. Sachsse 2004, S. 56 (im Weiteren zitiert als „ST“) und Flatten u.a. 2004, S. 33 (im Weiteren zitiert als „FT“), mit Hinweis auf das Manual DSM-IV: Bei einer Akuten (also bei einer nicht chronischen) Posttraumatischen Belastungsreaktion sollten die Symptome mindestens zwei Tage,

sieht es für Opfer von Vergewaltigung, Gewaltverbrechen oder für Kriegsoffer aus (also für Opfer von sog. „Man-made-desaster“): Die Prävalenz bzw. die statistisch erschlossene Verletzlichkeit wird für diese auf etwa 50 % bzw. 25 % bzw. 20 % geschätzt.³¹

Das in der Definition von Fischer und Riedesser erwähnte Gefühl von Hilflosigkeit und die Erschütterung des Selbst- und Weltverständnisses lässt sich nun an Margarete im Text deutlich beobachten. Und das für die traumatische Situation typische vitale Diskrepanzerlebnis zwischen der Bedrohlichkeit der Situation und den eigenen Bewältigungsmöglichkeiten setzt sich in der für sie unlösbaren Situation im Kerker um, liegt in dem für sie dort unüberschreitbar und ausweglos geschlossenen Horizont.

Was bedeutet es aber, fliehen zu wollen, aber nicht fliehen zu können? Das Verhaltensrepertoire aller Lebewesen mit Zentralnervensystem bietet drei Möglichkeiten, auf eine zutiefst lebensbedrohliche Situation zu reagieren: Kampf, Flucht oder Erstarrung.³² Kampf und Flucht verbrauchen die Energie, die der Körper schlagartig zur Bewältigung der Ausnahmesituation zur Verfügung gestellt hat. In der Erstarrung hingegen bleibt die Energie gestaut und fließt nicht ab. Psychisch (nicht: physisch) gesehen kann das Opfer der Situation (so scheint es zumindest auf den ersten Blick) entkommen, indem es sich in verschiedene Erlebisteile aufteilt bzw. dissoziiert (Schmerzunempfindlichkeit nach einem schweren Unfall stellt ein Beispiel für eine solche Dissoziation als Selbstschutzmechanismus dar; mit dem Wissen um Dissoziation erhält die Aussage der Frankfurter Magd Susanna Margaretha Brandt, sie habe die Zeugung, ihre Schwangerschaft und sogar die Geburt des Kindes als etwas ihr nicht Zugehöriges, Fremdes erfahren,³³ eine neue Dimension). Dissoziation kann schließlich sogar soweit gehen, dass der einzelne sich außerhalb seines Körpers wähnt: Folteropfer berichten, dass sie meinten, über ihrem Körper zu schweben und wie unbeteiligt die Szene zu beobachten. So gesehen hilft Dissoziation und ist eine vorzüglich geeignete, vollkommen normale Selbstschutzreaktion eines Menschen (eine solche Reaktion auf eine traumatisierende Situation ist also keineswegs pathologisch in Bezug auf diese Situation zu verstehen; es stellt sich jedoch die Frage, wie stark die Verformung durch diese Erfahrung auch das zukünftige Leben bzw. spätere, gar nicht mehr bedrohliche Situationen prägt).

Bleibt die Energie nämlich gestaut, kann sie „bewirken, daß wir die betreffende Situation in einer Kreisbewegung immer wieder neu durchleben“:³⁴ Wird z.B. die Situation in

jedoch nicht länger als vier Wochen andauern.

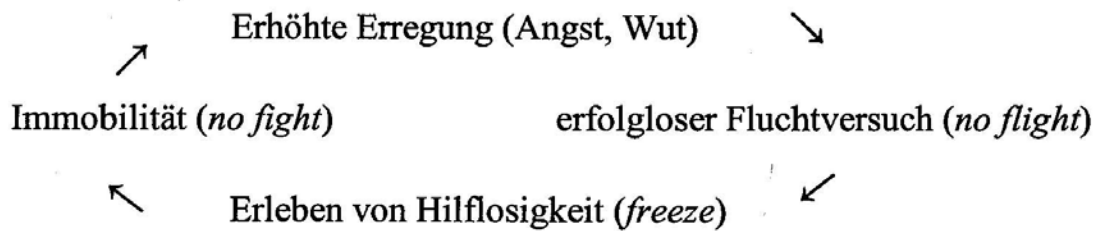
³¹ FT, S. 4; ähnlich ST, S. 56.

³² Vgl. Levine 1998, S. 25 (im Weiteren zitiert als „LT“), ähnlich auch ST, S. 48.

³³ Vgl. Habermas 1999, S. 31f.

³⁴ LT, S. 41.

einem *Flashback* (also in einer blitzartigen, ausschnittartigen Vergegenwärtigung einer bestimmten Szene ohne deren kausale oder temporale Einbettung in einen Geschehenszusammenhang) vergegenwärtigt, so wird oft in einem erneuten Anlauf versucht, die angestaute Energie abzubauen. Es ergibt sich ein Teufelskreis:



Neue Informationen können in diesem gestauten (*frozen*) Traumafolgezustand nicht mehr zu neuen Konzepten (Kognitionen) verarbeitet werden, „so daß ganz gewöhnliche Umstände sich zu einem Alptraum von Frustration, Wut und Angst entwickeln können“.³⁵ Entsprechend unzuverlässig sind „Erinnerungen, an die traumatische Situation“, die „eher ein Arrangement von Elementen unterschiedlicher Erlebnisse“ sind, denn für „den Organismus sind alle diese Elemente gleichwertig, sofern sie mit einer bestimmten Art von Erregung und emotionaler Wirkung verbunden sind, die demjenigen des ursprünglichen traumatischen Ereignisses entsprechen“.³⁶

6. Wie finden wir uns in unserer Welt zurecht? Trauma und Schemata

Die Gründe dafür, warum traumatische Ereignisse das spätere Leben von Opfern derartig tief prägen können, liegen in der Form, wie traumatische Erfahrungen kognitiv abgespeichert, erinnert und verarbeitet werden. Um diese Mechanismen besser zu verstehen, bietet es sich an, konstruktivistische Theorien darüber heranzuziehen, wie wir Menschen die Welt verstehen, wie wir in ihr lernen und wie wir uns in ihr orientieren und bewegen.

Versuchen Menschen, ihre Umwelt zu verstehen, gehen sie mit bestimmten Schemata an ein Verständnis dieser Welt heran. Diese Schemata werden als Verständnisschablonen an das angelegt, was uns die Sinnesorgane liefern. Befindet sich ein Organismus in Harmo-

³⁵ LT, S. 161.

³⁶ LT, S. 212.

nie mit seiner Umgebung (ist er z.B. satt und zufrieden), so ist ein „Schema aktiv, indem es sich die Umgebungskonstellation *assimiliert* (= sich angleicht oder ‚anähnel‘), d.h. sie in ‚Umwelt‘ verwandelt“: Durch die Anwendung eines Schemas wird die Umwelt interpretiert, d.h. die ungeordnete *Umgebung* wird zu interpretierter *Umwelt*. Die Beziehung zur Umwelt stellt damit also einen Assimilationsvorgang dar, d.h. das Schema sieht sich immer dann bestätigt, wenn seine Anwendung den erwarteten Erfolg bringt: Dann „setzt die Umgebung der Reproduktion des Schemas keinen Widerstand entgegen“.³⁷ Tritt nun ein schwerwiegenderes Problem auf bzw. passt das Schema nicht oder nicht mehr, so wird das Schema so lange umgearbeitet, bis das Problem aktiv beseitigt und auf diese Weise gelöst werden kann: Die Akkomodation führt zu einer neuen Assimilation („Einpassung“).

Tritt aber eine Situation auf, in der alle erworbenen und erlernten Schemata nicht mehr anwendbar sind und versagen, spricht man von einem „Informationstrauma“: Eine Anpassung des Schemas ist nicht mehr möglich, sondern das Schema (oder – noch schlimmer – alle Schemata bzw. die Anwendung von Schemata überhaupt) wird in Frage gestellt.³⁸ Die Folge kann sein, dass der einzelne den Glauben daran verliert, Probleme – weder selbst noch mit Hilfe anderer – bewältigen zu können. Die Lösung von gewöhnlichen Problemsituationen ist nämlich dadurch gekennzeichnet, dass wir vorab bestimmte Handlungsmöglichkeiten möglichst genau einzuschätzen versuchen: Wir wählen im Vorhinein aktiv Informationen aus und erteilen diesen Informationen eine bestimmte Bedeutung – und bewerten die Situation durch Vergleich mit unseren Erwartungen im Nachhinein. Traumatische Situationen aber sind in diesem Sinne nicht in unseren Bestand an Erfahrungen integrierbar. Dennoch versucht das traumatisierte System solche Integration immer und immer wieder. Wurden Handlungen also durch plötzliche, traumatische Erfahrungen unterbrochen, so zeigt sich eine Tendenz, die unterbrochene Handlung wiederaufzunehmen und zu vollenden, man könnte auch sagen: die gestauten (*frozen*) Energien abzuarbeiten. Doch die traumatische Situation konnte schon in der Vergangenheit nicht durch die Anwendung der vorhandenen Schemata erklärt und assimiliert werden: Sie provoziert aus diesem Grund „immer neue Zyklen der hypothetischen Bedeutungsunterstellung und Bedeutungserprobung [...], um den unassimilierbaren Fremdkörper, den die traumatische Erfahrung bildet, in den semantischen Deutungsbestand oder das schematische Wissen der Persönlichkeit integrieren“³⁹ zu können.

Für die *Kerker*-Szene und Margaretes Erinnerung ihrer Vergangenheit und spezieller ih-

³⁷ FR, S. 78.

³⁸ Vgl. LT, S. 77.

³⁹ FR, S. 96f.

rer Taten ist es weiterhin wichtig, auf welche Weise jene traumatischen, überwältigenden Situationen im menschlichen Gehirn verarbeitet und gespeichert werden. Eine Differenzierung in ein sogenanntes „heißes“ und ein „kühles“ Gedächtnissystem kann hier zum Verständnis beitragen:

Das kühle Gedächtnis ist der Hippocampusregion des limbischen Systems zugeordnet und unterliegt „den Kategorien von Raum, Zeit und Kausalität“. Demgegenüber üben Strukturen der „Mandelkernregion (amygdalum) eine affektgeleitete Verstärkerfunktion aus“.⁴⁰ Vital bedrohliche, also potenziell traumatische Reize, bewirken die Ausschüttung von Stresshormonen. In extremem Erregungszustand werden die Hippocampusregion (das kühle, ordnende Gedächtnis) und der Neocortex (die steuernden, verarbeitenden und neue Konzepte bildenden Hirnregionen) gehemmt und können so ihre Filter- und Ordnungsfunktion gegenüber den einströmenden Sinnesdaten nicht länger ausüben. Es fallen damit Sinnfragmente ohne räumlichen, zeitlichen oder kausalen Zusammenhang an, die ohne Zusammenhang mit der Ausgangssituation und damit dekontextualisiert als Erinnerungssplitter abgespeichert werden. Diese zusammenhanglosen Sinnfragmente, „in denen olfaktorische (Gerüche), visuelle (Bildfragmente), akustische (Geräusche) und kinästhetische [Berührung bzw. Bewegung] Eindrücke vorherrschen, treten an die Stelle geordneter Wahrnehmungsbilder“.⁴¹ Im „traumatischen Erfahrungskontext“ speichern wir Erfahrungen also „anders“, nämlich wie „ein Dia, ein Video- oder auch ein Tonbandgerät“. Später haben wir dann „feststehende Bilder im Kopf, kurze Handlungssequenzen oder auch Wortfetzen“.⁴²

Diese Erinnerungssplitter können meist nur „im gleichen affektiven Erinnerungszustand“ erinnert werden, „der bei deren Speicherung vorherrschte“ (es handelt sich also um eine Form des sogenannten „state dependent learning“). Die traumatische Erinnerung nimmt dann oft – und das ist besonders wichtig und besonders fatal – „die Form von aktuellem Erleben an, da eine zeitliche Lokalisation in der Vergangenheit möglicherweise schon aus hirnphysiologischen Gründen nicht möglich ist“.⁴³ Die Speicherung erfolgt also nicht im kühlen bzw. „expliziten“ Gedächtnis – es wird also nicht gezielt und geordnet abgespeichert –, sondern geschieht implizit bzw. ungezielt-heiß: Wir sind dann, wenn wir das Ereignis ‚erinnern‘, „in der falschen Zeit am falschen Ort im falschen Film“.⁴⁴

Das hat Folgen: Ein Erinnerungssplitter wie z.B. ein in der traumatischen Situation

40 FR, S. 92.

41 FR, S. 92.

42 ST, S. 51.

43 FR, S. 285.

44 ST, S. 52.

wahrgenommener Geruch kann durch die erneute Wahrnehmung desselben Geruchs – sei es auch in völlig anderen Zusammenhängen und nach großem zeitlichen Abstand – den Traumatisierten wieder unmittelbar und unvermittelt in die alte Situation zurückkatapultieren. ‚Erinnerung‘ geschieht in diesem Moment also nicht bewusst und geordnet, sondern der Traumatisierte wird über den *Trigger* (engl. für „Auslöser“) etwa des Geruchs in die alte Situation zurückgeschleudert. Die traumatisierende Situation wird, nun also genauer gesagt, nicht *erinnert*, sondern im *Flashback* erneut *durchlebt*. Das Traumaschema als „Ausdruck des Regulationsverlustes in der traumatischen Situation“,⁴⁵ das die traumatische Situationserfahrung fragmentiert und eben nicht differenziert festhält, wird erneut aktiviert.

7. Probleme mit der PTBS und Keilsons Konzept eines sequenziellen Trauma

Eine Posttraumatische Belastungsstörung bzw. eine PTBS (engl. „PTSD“ für „Post Traumatic Stress Disorder“), also eine länger andauernde Störung und keine akute Stressreaktion, wird geprägt durch „sich aufdrängende, belastende Gedanken und Erinnerungen an das Trauma (*Intrusionen*) oder Erinnerungslücken (*Bilder, Alpträume, Flash-Backs, partielle Amnesie*)“, durch „Übererregungssymptome (*Schlafstörungen, Schreckhaftigkeit, vermehrte Reizbarkeit, Affektintoleranz, Konzentrationsstörungen*), Vermeidungsverhalten (*Vermeidung traumaassoziierter Stimuli*)“, „emotionale Taubheit (*allgemeiner Rückzug, Interesseverlust, innere Teilnahmslosigkeit*)“ und schließlich durch „im Kindesalter teilweise veränderte Symptomausprägungen (z.B. *wiederholtes Durchspielen des traumatischen Erlebens* [...])“.⁴⁶

Hoch problematisch wird es, wenn eine ganze Kette von solchen traumatischen Situationen hintereinander auf den Einzelnen einstürmt. Und an dieser Stelle setzen Kritiker der (westlichen) PTBS-Diagnose an – die ja eher auf ein einmaliges Ereignis abzielt und die Umstände der jeweiligen Traumatisierung sowie den weiteren Weg des einzelnen Betroffenen eher ausblendet. Kritisiert wird die Tatsache, dass mit der Diagnose „PTBS“ zuerst Vietnam-Veteranen (aber z.B. nicht die vietnamesischen Opfer der Zivilbevölkerung) vor allem deshalb belegt wurden, um den heimgekehrten Soldaten medizinische bzw. therapeutische Versorgung und Ausgleichszahlungen zukommen lassen zu können. Überträgt man dies auf etwa unsere Flüchtlings- und Asylantenpolitik, wird schnell deutlich, wie die übliche Konzentration auf die Phase der Ersttraumatisierung im Herkunftsland der Flüchtlinge

⁴⁵ FR, S. 128.

⁴⁶ FL, S. 4, ähnlich ST, S. 53.

(„Wurden Sie auch wirklich gefoltert?!“) verhindert, deren Behandlung im Aufnahmeland als Teil einer Sequenz zu verstehen, die die alte Erfahrung des völligen Ausgeliefertseins möglicherweise wiederholt und vertieft. Entsprechend werfen Flatten u.a. der PTBS-Definition vor, dass sie die „Unterscheidung zwischen menschlich verursachten Traumata, wie z.B. Vergewaltigung, Folter, sexuelle und körperliche Misshandlung in der Kindheit“ und „Katastrophen und Unfalltraumata“ in „ihrem Bedeutungsgehalt nicht berücksichtigt“. Es finde nämlich „eine Abstraktion vom Tatgeschehen statt“, „gesellschaftliche Probleme werden völlig ausgeblendet“. Das Konstrukt PTSD erfasse „das Opfer nur noch als pathologische Entität“ und produziere damit „eine Individualisierung des Opfers“. Dabei sei aber gerade „die Anwendung gesellschaftlich sanktionierter Gewalt konstitutiv für das Entstehen der Symptomatik“.⁴⁷

Ähnlich betont David Becker, dass die heutige, „im Wesentlichen eng psychiatrisch, ausschließlich symptomorientiert argumentierende Traumaforschung und eine damit verknüpfte Behandlungspraxis“ ihren „extrem reaktionären Charakter hinter einer angeblich apolitischen Haltung“ verberge. „Kontextuelle Unterschiede und kulturspezifische Eigenheiten“ dürften aber „nicht länger übertüncht“, sondern müssen im Gegenteil „herausgehoben“ werden“. Entsprechend mahnt Becker einen konzeptuellen Neuanfang an. In diesem Sinne versteht er z.B. Flucht immer als „sequentielle Traumatisierung“ und bezieht in seine Überlegungen (ähnlich wie Flatten) explizit die Untersuchungen Hans Keilsons ein, denn dieser habe als erster damit begonnen, anstatt „ein Ereignis zu betrachten, das Konsequenzen hat“, einen „Prozess“ anzuschauen, „in dem die Beschreibung einer sich verändernden traumatischen Situation der Rahmen ist, der festlegt, wie wir Trauma verstehen“.⁴⁸

Keilson hat früh auf sequenzartige Reihungen traumatischer Situationen in seiner Längsschnittuntersuchung von jüdischen Kindern und Jugendlichen, die die Besetzung Hollands durch die Nazis überlebt hatten, hingewiesen. Die von ihm untersuchten Kinder (die „untergetaucht oder im Konzentrationslager waren“ und „zugleich Waisen wurden“⁴⁹) waren „massiven kumulativen Traumata ausgeliefert; d.h. die betreffende Gruppe war während längerer Zeit wiederholt einer Abfolge von schweren wechselnden Belastungsstörungen ausgesetzt“.⁵⁰

Besonders beeindruckend an Keilsons Untersuchung ist, dass er sich immer wieder der jeweiligen individuellen Geschichte annimmt: Es gelte immer zuerst, „die individuelle Bio-

⁴⁷ FL, S. 18.

⁴⁸ Becker 2006, S. 10, S. 192, S. 188.

⁴⁹ Keilson 1979, S. 41 (im Weiteren zitiert als „KT“).

⁵⁰ KT, S. 12.

graphie des jüdischen Kindes zu sehen auf dem Hintergrund der Biographie der Gruppe“:⁵¹ Nur so könne man „dem individuellen Fall mehr Recht widerfahren“ lassen.⁵² Er erwartet deshalb von seiner Untersuchung nicht (da er ja gerade „nicht von einem Konzept einer traumatologischen Typologie ausgegangen“ ist), dass „die gefundenen Faktoren einen uniformen Reaktionstyp“ in Bezug auf bestimmte Parameter, „z.B. der Einteilung nach *fight* und *flight*“,⁵³ ergeben.

Keilson unterscheidet in seiner Untersuchung drei aufeinander folgende Sequenzen, nämlich erstens „die Zeitspanne im Anschluß an den Überfall und die Besetzung der Niederlande“, zweitens die Zeit danach, also jenen Zeitraum, den die Kinder entweder im Konzentrationslager oder im Untergrund bzw. im Versteck überlebten, und schließlich drittens die Zeit der „Rückkehr aus der Rechtlosigkeit in rechtlich gesicherte und bürokratisch geordnete Verhältnisse“.⁵⁴ Auf diese Weise wird der Begriff „Trauma“ von „einem anscheinend einmaligen und plötzlich auftretenden, das Gemütsleben erschütternden und den psychischen ‚Apparat‘ schädigenden Ereignis zur ‚traumatischen Situation‘ mit langwährenden, psychisch extremen Belastungsaspekten“⁵⁵ ausgeweitet. Nicht also der erste Teil der Sequenz entscheidet über die Tiefe der traumatischen Veränderung (wie die PTBS-Definition, die eher auf ein einmaliges Erlebnis abhebt, nahezulegen scheint), denn das

Ende der Lebensbedrohung, Beginn der Rehabilitationsmaßnahmen, der Versuch der Aufarbeitung der entstandenen Schäden und Lücken führte nur zu oft zu einer Verstärkung der Konfrontation mit den erlittenen Traumata, und dadurch zu neuen Schädigungen.

Von vielen Kindern wurde erschreckenderweise diese dritte Phase, also jene Phase, in der ihnen (z.B. von behördlicher Seite) eigentlich hätte geholfen werden sollen, „als die eingreifendste und schmerzlichste ihres Lebens“ erfahren.⁵⁶

Problematisch an der verengenden Sicht der PTBS ist auch, dass andere Störungsbilder, die auf eine traumatische Situation folgen können, eher vernachlässigt werden, etwa Depressionen, Zwangserkrankungen, Borderline-Störungen, Ess-Störungen, Substanzmissbrauch sowie jene anderen traumabedingten Störungen, die als „DESNOS“ („Disorder

51 KT, S. 3.

52 KT, S. 271.

53 KT, S. 306.

54 KT, S. 56-58.

55 KT, S. 51.

56 KT, S. 58.

of Extreme Stress Not Otherwise Specified“) bzw. als „Komplexe PTBS“ spezifiziert werden. Abb. 4 zeigt deutlich, dass eine PTBS beileibe nicht die einzige Reaktion auf ein traumatisches Geschehen sein muss:

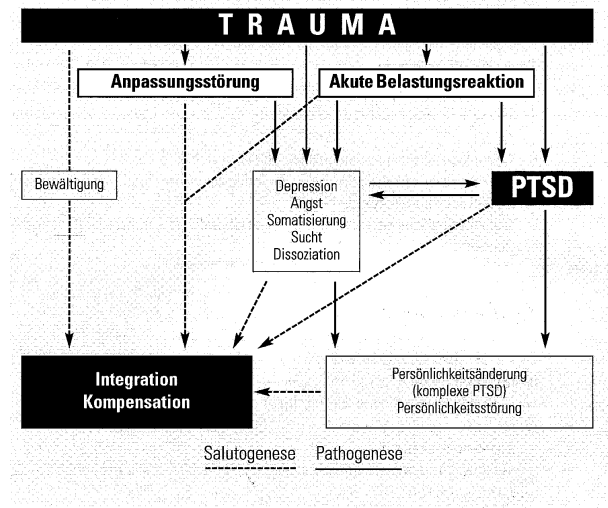


Abb 4.

Aus Flatten, Gast u.a. 2004, S. 5. Wiedergabe mit freundlicher Genehmigung des Verlages Schattauer.

8. Die unverständliche Zeile, der Zwang zur Wiederholung und das Märchen

Doch was hat das alles mit Margarete zu tun? Eine traumatische Situation prägt oft die Folgezeit im Leben der Traumatisierten: Man könnte sagen, dass die Membran, die für das Opfer (oder den Täter) als schützender Filter und Trennungsschicht zur Außenwelt dient, nun als „Traumamembran“⁵⁷ nicht mehr positive bzw. gute Informationen oder Stoffe als solche passieren lassen und schädliche Stoffe fernhalten kann, sondern dass die Menschen auf den ersten Blick wahllos, auf den zweiten Blick jedoch am Trauma orientiert die Bewertung der von Außen einströmenden Informationen vornehmen. Das traumatische Situationsthema oder Teile davon können so zu letztlich unangemessenen Weltkonzepten ausgeweitet werden.

Auch in der Kerkerszene im *Faust* lassen sich die Auswirkungen solcher Konstellationen beobachten. Untersucht man diese Strukturen genauer, so wird verständlicher, warum

⁵⁷ FR, S. 89.

Margarete tatsächlich nicht zusammen mit Faust aus dem Kerker fliehen *kann* (S. 394, z. 75-80):

MARGR: Da hinaus! Nicht um die Welt. Ist das Grab draus, komm! Lauert der
Todt! komm. Von hier in's ewige Ruhe Bett weiter nicht einen Schritt. Ach
Heinrich könnt ich mit dir in alle Welt.

FAUST. Der Kerker ist offen säume nicht.

MARGR: Sie lauren [lauern] auf mich an der Strase am Wald.

Margaretes letzter Satz ist – zumindest auf den ersten Blick – schlicht unsinnig, denn sie bezieht sich auf nur einen Ort zu anscheinend einer bestimmten Zeit: Die Gefahr, ergriffen zu werden, wäre also leicht zu umgehen, denn die Flüchtenden müssten ja anscheinend *nur diese eine bestimmte Stelle* an der „Strase am Wald“ meiden. Margarete sagt hier nämlich nicht, dass die Häscher sie *immer und überall* würden ergreifen können, wechselt also nicht in eine Metaebene, aus der sie die Lage angemessen einschätzen könnte. Vielmehr scheint sie erneut eine einzelne, für sie entsetzliche Situation (vielleicht die ihrer früheren Ergreifung?) „an der Strase am Wald“ zu durchleben. Der frühere Moment ist anscheinend für sie Modell für alle weiteren Fluchtversuche oder – schlimmer noch – Modell für alle potenziell lebensbedrohlichen oder auch nur gefährlichen Situationen geworden. So kommt sie bei jedem Gedanken an diesen Moment – und das ist wichtig – wie tatsächlich wieder an diesen Ort und nimmt, wie auch in diesem Augenblick, ihre Umgebung bzw. den Kerker nicht mehr wahr. Aus diesem Grund muss ihr Satz in Gegenwartsform bzw. in diesem seltsam schimmernden Präsens stehen und kann sie nicht sagen: ‚Sie *werden* auf mich an der Strase am Wald lauren!‘ oder wie in der Endfassung (v. 4549) „Und sie werden mich doch ergreifen!“

Unmittelbar anschließend durchlebt Margarete den Kindsmord erneut: Die Wiederholung entspricht der oben angesprochenen kreisförmigen Bewegung als Versuch, das Unlösbare im erneut getriggerten Durchleben (das nicht mit Erinnern verwechselt werden darf) aufzulösen. Im Text heißt es (S. 394f., z. 83-85):

Siehst du's zappeln! Rette den armen Wurm er zappelt noch! – Fort! geschwind! Nur
übern Steg, gerade in Wald hinein links am Teich wo die Planke steht. Fort! rette!
rette!

Margarete *erinnert* sich hier also nicht ihrer Tat aus einem gewissen Abstand heraus, sondern sie *durchlebt* sie vielmehr *unverändert* in einem *Flashback*, führt die Tat erneut aus und versucht so, das Geschehen durch Wiederholung in der Vorstellung doch noch zu verhindern und dem sich Ereignenden eine andere Wendung zu geben, es also zum Abschluss

zu bringen und aufzulösen – was ihr aber nicht gelingt und auch gar nicht gelingen kann. Vergangenheit ist für Margarete anscheinend noch nicht Vergangenheit geworden: Der Text steht ausweglos im Präsens, sie ist wieder am Teich.⁵⁸

Und sie assoziiert weiter, jetzt auf der Flucht, inszeniert auf dieser inneren Bühne des Schreckens eine Situation, die erneut den Tod der Mutter als Lösung erzwingt (S. 396, z. 87-91):⁵⁹

Wären wir nur den Berg vorbey, da sizzt meine Mutter auf einem Stein und wackelt mit dem Kopf! Sie winckt nicht sie nickt nicht, ihr Kopf ist ihr schwer. Sie sollt schlafen daß wir könnten wachen und uns freuen beysammen.

Wie gewaltig Margaretens Leid in *Frühe Fassung* ist, zeigt sich jedoch vor allem darin, was *nicht* gesagt, sondern nur gezeigt wird. Dort reagiert sie körperlich auf Faust: „|: sinckt ihr Haupt in seinen Schoos verbergend :|“ (S. 390, vor z. 38), während sie in der späteren Fassung an derselben Stelle ohne Unterbrechung spricht, rhetorische Frage an rhetorische Frage reiht und konturscharf die Vergangenheit erinnert (v. 4470-4478):

Du bist's! O sag' es noch einmal!
Ihn fassend
Er ist's! Er ist's! Wohin ist alle Qual?
Wohin die Angst des Kerkers? der Ketten?
Du bist's! Kommst mich zu retten!
Ich bin gerettet! –
Schon ist die Straße wieder da,
Auf der ich dich zum erstenmale sah.
Und der heitere Garten,
Wo ich und Marthe deiner warten.

Deutlich zeigt sich an dieser Stelle die hier andere Funktion der Gegenwartsform: Es über-

⁵⁸ Kaum nachzuvollziehen (aber symptomatisch) ist Pickerodt-Uthlens u.a. Behauptung (in einer weit verbreiteten Handreichung für Lehrer), der Moment, in dem Margarete Faust zuerst für ihren Henker halte, sei „die Eröffnung der Schuldempfindung, die hier allerdings noch nicht konkret zum Bewusstsein gelangt ist, denn noch glaubt sie ihr Kind lebendig (4443 ff.)“; „das klare Bewusstsein von Schuld und Rettungslosigkeit“ schlage dann erst später um „in ein Delirium, welches sie zur Vorstellung führt, ihr Kind lebe noch und müsse von Faust gerettet werden (4551 ff.)“ (1999, S. 24).

⁵⁹ In der späteren Fassung heißt es (eindeutig im Gestus der Rückerinnerung, also nicht in dem der Vergegenwärtigung) nicht „Sie sollt schlafen“ – im Sinne von „Würde sie doch nur schlafen“ –, sondern „Sie schlief damit wir uns freuten. / Es waren glückliche Zeiten!“, v. 4572f.

wältigt nicht etwas unterschwellig Anwesendes, das wie der Kindsmord als *Flashback* plötzlich hervorbricht und alles andere hinwegreißt, vielmehr wird die positive Erinnerung an bessere Zeiten im historischen Präsens aus dem Gedächtnis hervorgeholt und – kausal und im Zeitverlauf wohlgeordnet – erneut als bewusst hervorgerufene Fiktion genossen: Hier ist Vergangenheit tatsächlich Vergangenheit.

Doch ist der Text noch vielschichtiger: Es kann sogar passieren, dass die traumatische Situation umgedeutet wird, um sie durch Anwendung eines Schemas – scheinbar – deuten und so abschließen zu können. Um die eigene Machtlosigkeit in der überfordernden Situation im Rückblick ertragen zu können, wird das zentrale traumatische Situationsthema überarbeitet: Die Entwicklung eines traumakompensatorischen Schemas ermöglicht dann eine Interpretation des Geschehens, als ob mit einem bestimmten Verhalten des Opfers dies Geschehen nicht hätte eintreten können – oder als ob die Situation durch ein bestimmtes Verhalten gerechterweise genau so und unvermeidlicherweise habe eintreten müssen. Margarete könnte sich sagen: ‚Es geschieht mir Recht, dass ich gefoltert wurde und nun geköpft werden soll: Warum musste ich mich auch Faust hingeben? Meinem Bruder Valentin ist kein Vorwurf zu machen. Ich bin ehrlos, also hatte Faust das Recht, mich zu verlassen, denn wer sollte mich lieben können, so schlecht und wertlos wie ich bin?‘

Traumakompensatorische Schemata vertauschen deshalb häufig „Subjekt- und Objektqualitäten“.⁶⁰ Das hilf- und schuldlose Opfer stilisiert sich zum bösen Kind (deshalb sei ihm Recht geschehen) oder macht sich gar zum selbst schuldigen Täter (wie jener Täter an ihm als Opfer getan habe, sei es Recht gewesen, und deshalb tue man selbst nun als Täter an anderen Opfern genauso). Psychoanalytisch gesehen sind beide Modelle *maligne* (böse) *innere Objekte*. Die Selbstbezeichnung heißt „Täterintrojekt“, die Übernahme des Modells für das eigene Handeln – also später als Täterin oder Täter – „Täteridentifikation“. Das *Opfer als Opfer*, das sich selbst entwertet, übernimmt die Ansichten und Vorstellungen des *Täters*, die gegen es gerichtet sind, und macht sie zu seinen eigenen, gegen sich selbst gerichteten. Das *Opfer als Täter* aber übernimmt ebenso die Ansichten und Vorstellungen des *Täters*, richtet sie zusätzlich jedoch gegen andere Menschen. Die Struktur, also die Schädigung, ist – und das ist wichtig – nahezu identisch.

Beide Lösungsmodelle stellen wiederum einen Selbstschutzversuch dar, um der Erfahrung der eigenen, ausweglosen Hilflosigkeit zu entkommen. Der Täter nimmt dabei jeweils den gesamten Innenraum des Opfers ein. In beiden Fällen handelt es sich erneut um hervorragend geeignete Techniken, um unmittelbar in einer traumatischen Situation zu überleben,

⁶⁰ FR, S. 102.

denn wenn „dieser Täter in mir ist und sagt, dass die Traumatisierungen gut und richtig sind, dann bin ich nicht mehr ohnmächtig, nicht mehr nur Opfer“. Es bleibt auf diese Weise, zumindest aus dem Blickwinkel des Opfers gesehen, ein „Rest Einfluss und Kontrolle“ des Opfers über das Verhalten des Täters, „weil ich mich quasi von innen in dessen Gestimmtheit und seine Absichten hineinversetzen kann – auch das vielleicht überlebensnotwendig“. ⁶¹ Wenn nämlich „mein Überleben völlig abhängt von den Launen eines übermächtigen anderen“, dann sei „eine der letzten Überlebensstrategien, sich empathisch möglichst weitgehend in die aktuelle Befindlichkeit, in das Erleben und Denken des Täters einzufühlen“. ⁶²

Imagination stellt einen der möglichen Wege dar, im Rahmen der Inszenierung eines Geschehens auf der inneren Bühne solche Schreckensbilder später in tröstliche und heilende Bilder zu verwandeln. Eine Trauma-Szene hat in ihrer posttraumatischen Belastungsform die zeit- und realraumlose Struktur eines Märchens: Imaginative Therapie will nun das ‚böse‘ Märchen der traumatischen Szene entsprechend als beendet und damit als vergangen verstehen lernen. Auf der inneren Bühne kann das Geschehen neu vorab inszeniert werden: Der Täter soll so zu einer Figur der Erinnerung werden und nicht mehr im *Flashback* heute wie damals wirksam sein. Täterintrojekte und täteridentifizierte Person-Teile werden dann zu bösen Figuren und können – wie z.B. in Michael Endes *Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer* – umgewandelt werden: Der böse, hässliche Drache Frau Malzahn verwandelt sich am Ende dieser märchenhaften Geschichte in den weisen und schönen Drachen; aus „quälerischen Dämonen und Monstern sollen kraftvolle Beschützer oder Ratgeber“ ⁶³ werden. Böse Gestalten im Märchen besitzen dabei oft einen „Schatz, auf dem der Bösewicht sitzt oder ihn hütet“ ⁶⁴ – manchmal ist es dann aber trotz allem notwendig, die bösen Figuren zu vernichten. In der therapeutischen Verwendung eines Märchens verkörpert der Schatz dann meist die gesunden Ressourcen, die durch das Trauma eingefroren wurden oder zerstört zu sein schienen.

Im Kerker erzählt sich Margarete tatsächlich ein Märchen, nämlich das Märchen vom Machandelboom. Bedeutsam sind die Unterschiede zur ursprünglichen Version bzw. des Liedes, das der Vogel, der Träger der Stimme des ermordeten Kindes, singt. Diese ur-

⁶¹ ST, S. 217.

⁶² ST, S. 218f. Vgl. besonders Peichl 2007, Kap. 13: „Ein Fremdkörper im Selbst: Das traumatische Introjekt“, S. 224-247, bzw. ebd. Kap. 13.6 „Schutzfunktion der Täterintrojekte“, S. 241f.

⁶³ Peichl 2007, S. 243.

⁶⁴ Reddemann 2001, S. 83.

Fricke: Margarete im Kerker, S. 27

sprüngliche Version lautet:⁶⁵

Min Moder, de mi slacht,
Min Vader, de mi at,
Min Swester, de Marleneken
Sammelt mine Beneken [Gebeine],
Bindt se in'n siden Dok [ein seidenes Tuch]
Legt se unner den Machandelboom –
Kiewit, Kiewit,
Wat vör 'n schön' Vagel [Vogel] bün ick!

Doch ist Margarete selbst ja die Täterin, die ihr Kind umgebracht hat, ist deshalb also zugleich sowohl mit dem Vogel als auch mit der ihr Kind schlachtenden Mutter zu identifizieren. Und Margarete macht sich die alte Erzählung zwar gegenwärtig, aber sie leitet sie anders ein und fügt einen neuen Schluss hinzu. Der Vogel soll fliehen (S. 386, z. 4-12):⁶⁶

Meine Mutter die Hur
Die mich umgebracht hat
Mein Vater der Schelm
Der mich gessen hat
Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein
An einen kühlen Ort,
Da ward ich ein schönes Waldvögelein
Fliege fort! Fliege fort!

Doch von einer Mutter, die eine Hure ist, ist im Märchen selbst an keiner Stelle die Rede – wohl aber in den späteren Fassungen des *Faust*, wo Valentin sterbend vor den Versammelten zu seiner Schwester Margarete sagt (v. 3729-31):

Ich sag' dir's im Vertrauen nur:

⁶⁵ Zitiert wird hier die niederdeutsche Version des Fabricius nach Bolte und Polívka 1963, S. 413 (zur wechselvollen Geschichte bzw. der verfälschten Überlieferung bei Büsching 1812, Runge 1840 und später bei von Arnim vgl. ebd. S. 412-423).

⁶⁶ Überdeutlich zeigt sich an dieser Stelle in der späteren Fassung des *Faust*-Textes der Versuch, durch ausgedehnte Zeichensetzung das Übermächtige zu domestizieren. Dort lautet dieselbe Stelle v. 4412-4420: „Meine Mutter, die Hur, / Die mich umgebracht hat! / Mein Vater, der Schelm, / Der mich gessen hat! / Mein Schwesterlein klein / Hub auf die Bein, / An einen kühlen Ort; / Da ward ich ein schönes Waldvögelein; / Fliege fort, Fliege fort!“ mit zusätzlichen fünf Kommata, zwei Semikola und zwei neuen Ausrufezeichen.

Du bist doch nun einmal eine Hur’;
So sei’s auch eben recht.

– dass sie nämlich von der Gesellschaft verstoßen werden wird.

Auch wird der Vater im ursprünglichen Märchen nicht als „Schelm“ bezeichnet, ein wüstes Schimpfwort, das ursprünglich „aas, toter körper, cadaver“ bedeutete und dann übertragend als Bezeichnung für „verworfenen mensch, betrüger, dieb, verführer, verräter“ und sogar für den Teufel benutzt wurde.⁶⁷ Deutlich werden im Damentext also Margarete und Faust als Mutter und Vater des ermordeten Kindes herausgestellt. Anders als in der Realität des Stücks erträumt sich Margarete hier aber einen guten Ausgang: Wenigstens der Vogel (Symbol der Seele in nahezu allen Kulturen und im Märchen Träger der Stimme des toten Kindes) soll fortfliegen und entkommen. Es zeigt sich hier der Wunsch einer Verschmelzung von Täter und Opfer, von Margarete, die dem Kerker entkommen will, und dem von ihr ermordeten Kind. Doch bleibt sie im geschlossenen Horizont der traumatischen Situation stecken: Ihr Kind bleibt tot, sie eingekerkert.

Man kann Margaretes Märchenerzählung also als Versuch verstehen, sich selbst zu beruhigen, als einen Versuch, durch die auf die innere Bühne versetzte Tätererzählung aus dem eigenen Täterin-Sein zu dissoziieren. Aber die böse Anfangszeile verschließt den Ausgang aus dem Märchen. Es bleibt am Ende bei dem verzweifelten Appell an den Vogel, zu fliehen. Es gelingt Margarete also nicht, „auf der inneren Bühne eine Lösung“ dafür zu finden, wie der „bedrohliche, böse Teil von ihr durch sie in Schach gehalten“⁶⁸ werden kann. Ihre Situation als unverheiratete Schwangere ohne helfendes soziales Umfeld bildet weiterhin einen ausweglos geschlossenen Horizont für ihr Opfer- wie auch für ihr Täter-Sein.

Margarete wird damit im Rahmen dieser Untersuchung weiterhin als in sich konsistente Figur verstanden: Ihr Wahnsinn, der so vielen Interpreten so große Schwierigkeiten bereitete, wird als aus der traumatischen Situation heraus nachvollziehbare Reaktion verstanden. Zu Grunde gelegt wird dabei ein Begriff von Wahnsinn oder Verrücktheit, der diesen als in sich verständliches Weltkonzept versteht –, doch diese Form von Verhalten beunruhigt die Umwelt des Wahnsinnigen derartig, dass er als Fremdkörper aus ihr ausgegrenzt werden muss.⁶⁹ Der Psychiater Fritz B. Simon hat Verrücktheit in diesem Sinne definiert: Er arbei-

⁶⁷ Grimm 1984, Bd. 14, S. 866f.

⁶⁸ ST, S. 224.

⁶⁹ Koblighs Ausführungen, Margarete werde, erst nachdem Faust ihren Namen gerufen habe, sich in „der wiedergewonnenen Helle des Geistes“ ihrer „Vergangenheit und Schuld bewusst“, sind schwammig. Der Wahnsinn (der „V. 4551 ff. wiederkehrt“ – aber warum und warum genau an dieser Stelle?) führe dann auch zu einer Steigerung ihrer Persönlichkeit“, die „durch eine erneute Stili-

tete drei Bedeutungsbereiche heraus, die für die Individuation des einzelnen Menschen zentral sind, nämlich Vorher-Nachher, Innen-Außen und Schuld-Unschuld. Wenn man „in diesen drei Zonen Unterscheidungen und Grenzziehungen vornimmt, die von den Trennlinien der Konsens-Wirklichkeit zu weit und zu lange abweichen“, dann „verstößt man „gegen die allgemein praktizierten Spielregeln der Interaktion und hat gute Chancen, schließlich als verrückt diagnostiziert zu werden“.⁷⁰ Klaus Dörner versteht diese Bewegung gegen den Auffälligen in seiner Geschichte der Psychiatrie ähnlich: Die Psychiatrie habe im Auftrag der Gesellschaft mit denen umzugehen gelernt, „die gemessen an ihrem Begriff der Vernunft unvernünftig sind – am Beispiel derer, die psychisch leiden oder krank“ seien – und entspreche so einem Auftrag durch diese „sich industriell-kapitalistisch entwickelnde bürgerliche Gesellschaft“. Die Psychiatrie sieht sich dabei immer der Gefahr ausgesetzt, „ein technokratisch perfektes Kontrollsystem zum modernen Ausgrenzen – Unschädlich- und Unsichtbarmachen – menschlichen Leidens“ zu werden.⁷¹ Und Margarete ist hier vorsichtig gesagt nicht unauffällig: Vergangenes erscheint ihr als Gegenwart, sie halluziniert, der Kerker und die innere Bühnen werden ihr von der äußeren Welt ununterscheidbar, und auch die Schuld-Frage bereitet Schwierigkeiten.

9. Warum wird die spätere Fassung meist bevorzugt? Ergebnisse – und Probleme

Ist es in dieser Untersuchung nun gelungen, zumindest ansatzweise die zu Beginn aufgelisteten Probleme und Fragen einzubeziehen? Wie wurde vorgegangen?

Zu Grunde gelegt wurde eine vergleichsweise enge Definition des Begriffs „Trauma“ als einer einen einzelnen Menschen überfordernden, todesähnlichen Erfahrung. So sollte vermieden werden, das Trauma-Konzept etwa in der Anwendung auf Kollektivphänomene so aufzuweichen, dass es letztlich inhaltsleer wird. Ergänzt wurde dieser Ansatz um Ausführungen zum besonderen Charakter traumatischer Erinnerungen, um die Konzepte der Täterintrojektion und der Täteridentifikation sowie um Erkenntnisse um die Rolle von Ressourcen bzw. die Möglichkeiten Imaginativer Therapie. Schließlich wurden die Probleme um die Diagnose PTBS bzw. die Funktionalisierung des Trauma-Begriffs in gegenwärtigen Debatten problematisiert und mit Hans Keilsons Ausführungen zum sequentiellen Trauma

sierung zur Braut des Hohenliedes“ unterstrichen werde. Am Schluss sei ihr Wahnsinn dann sogar „religiöse Entrückung“ (1997, S. 100).

⁷⁰ Simon 2000, S. 196.

⁷¹ Dörner 1995, S. 329.

in Kontrast gesetzt. Grundsätzlich wurde also versucht, sich möglichst eines empirisch verankerten Begriffs von „Trauma“ zu bedienen und die mit dem Konzept verbundenen Probleme nicht unter den Tisch fallen zu lassen. Es wurde sich deshalb auch bewusst auf Figuren im Text konzentriert – denn nur dann, wenn man Figuren im Text als reale Figuren versteht, lassen sich Erkenntnisse aus dem Bereich der Psychotraumatologie erfolgreich anwenden, so die Ausgangsthese. Die durch Ergebnisse aus der Forschung etwa mit bildgebenden Verfahren (Neurobiologie) über die Art und Weise, wie Erinnerungen – auch traumatische – abgespeichert werden, oder Einsichten über das hieraus resultierende Verhalten Traumatisierter (Psychotraumatologie) wurden als anthropologische Konstanten verstanden (die Diskussion um PTBS bzw. den Paradigmenwechsel in der Psychotraumatologie in Richtung sequentielles Trauma widerspricht diesem Ausgangspunkt nicht, sondern zeigt nur das sich jeweils wandelnde Verständnis von „Trauma“, das auf diese anthropologischen Konstanten jeweils aufsattelt).

Die Untersuchung hat das Folgende herausgearbeitet: Die Anlage der *Kerker*-Szene in *Frühe Fassung* sowie die Umarbeitung für die spätere Fassung kann durch die Anwendung psychotraumatologisch fundierter (d.h. also auch hirnpfysiologischer bzw. neurobiologischer) Erkenntnisse anders und neu verstanden werden. Die synoptische Untersuchung der Texte (unter Hinzuziehung eines Briefes von Goethe selbst, in dem er die Gründe für seine Bearbeitung bzw. Rücknahme anführte) lieferte Argumente dafür, warum die *Kerker*-Szene durch ihren Autor derartig umgewandelt wurde.⁷²

Die unterschiedliche Ausrichtung der Szenen scheint sogar Auswirkungen bis in die Anlage der Figuren gehabt zu haben: Die Margarete aus *Frühe Fassung* und jene der 1808er bzw. der 1828er-Fassung unterscheiden sich deutlich voneinander. Die anscheinend gewaltigen Ressourcen Margaretes in beiden Fassungen der *Kerker*-Szene, trotz der ihr drohenden Hinrichtung Faust und Mephisto die Tür zu weisen, treten dabei jedoch in *Frühe Fassung* ungefilterter zu Tage. Und weiter: In beiden Fassungen wird die Dichotomie „gutes Opfer / böser Täter“ unter Zugrundelegung der gewählten engen Definition des Begriffes „Trauma“ zumindest problematisch: Wer ist hier das reine Opfer? Und wer ist der böse Täter?.

⁷² Es muss dabei mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, dass biographische Details hier nur dann herangezogen wurden, um bestimmte Textbefunde, die sich auf andere Art nicht erklären ließen, zu erhellen. Es geht dabei also immer und ausnahmslos um das genauere Verständnis bestimmter Texte, nicht aber darum, einen Autor auf die psychoanalytische Couch wie in ein Prokrustes-Bett zu zwingen. Die Figuren in den Texten kamen aber nicht aus dem Nichts: Ihre Anlage beruht auf Erfahrungen von Welt – und sei es aus eigener traumatischer Erfahrung wie im Falle von Stefan Zweig und seiner *Schachnovelle*.

Doch eine Frage blieb bisher unbeantwortet: Aus welchem Grund genau werden die späteren Fassungen von den meisten Lesern bevorzugt, obwohl – betrachtet unter dem Blickwinkel anthropologischer Konstanten wie der hirnhysiologischen Verarbeitung traumatischer Situationen – man die Margarete aus *Frühere Fassung* als beeindruckender empfinden könnte als die sich in Metaebenen und im Bildungskanon mühelos bewegende Margarete der späteren Fassungen?

Auch bei der Beantwortung dieser Frage können Erkenntnisse weiterhelfen, die auf Ansätzen aus der Psychotraumatologie fußen. Um es auf den Punkt zu bringen: Wir mögen Opfer nicht, wie Ronnie Janoff-Bulmann in ihrem grundlegenden Buch über das zerstörte Weltbild Traumatisierter ausführt. Eine⁷³

Konfrontation mit Viktimisierung und Unglück ist sehr belastend für andere Menschen. Eine unglückliche Reaktion auf diese Herausforderung wäre eine negative, das Opfer zurückstoßende Reaktion auf das Opfer in dem Moment, in dem dieses selbst hochsensibel ist in Bezug auf die Reaktionen anderer. [...] Nicht-Opfer glauben nämlich an eine wohlmeinende, bedeutungsvolle Welt, in der sie wertvolle, kompetente Individuen sind, die kontrollieren können, was ihnen zustößt. Diese Grundüberzeugungen stärken ihren Glauben, relativ unverwundbar zu sein.

Und das wird durch ein traumatisiertes Opfer, das nur das Pech hatte, zur falschen Zeit am falschen Ort völlig überwältigt worden bzw. schlicht schwächer gewesen zu sein, grundsätzlich in Frage gestellt. Melvin Lerner hat diese Grundhaltung in seiner faszinierenden Theorie eines „Belief in a Just World“ beleuchtet. Wie gehen wir damit um, wenn plötzlich jemanden aus heiterem Himmel ein schwerer Schicksalsschlag trifft? Unter

bestimmten Umständen werden Menschen, die sich des Schicksals einer bestimmten Person bewusst werden, bestimmte Dinge konstruieren, einschließlich der Einstellungen des Opfers, sodass es so scheint, als habe das Opfer sein Schicksal verdient.

Selbstverständlich tun wir dies nicht deshalb,⁷⁴

weil dies mit unseren Erfahrungen von Moral übereinstimmt, sondern weil unser Gehirn versucht, eine vereinheitlichende Harmonie zwischen verschiedenen kognitiven Elementen aufrechtzuerhalten.

Wir versuchen also mit aller Kraft, uns das unverdiente Schicksal dieses Opfers erklärbar zu machen (damit wir uns unseren Glauben an eine gerechte Welt bewahren können). Es

⁷³ Janoff-Bulmann 1992, S. 147 (Übersetzung wie im Folgenden von HF).

⁷⁴ Lerner 1980, S. 9, S. 11, S. 12 (Übersetzung wie im Folgenden von HF).

gilt immer und muss immer gelten: „Was nicht sein kann, das nicht sein darf“, und dies letztlich unabhängig von der Faktenlage (diesem Gestus sind viele Interpretationen – wie etwa besonders die zitierten im schulischen Zusammenhang – verpflichtet). Wir interpretieren also schlicht das Geschehen oder das Ergebnis des Geschehens oder den Grund für das Geschehen – oder den Charakter des Opfers (oder des Täters) um.⁷⁵ Wenn also, so Janoff-Bulman, „das Opfer für das verurteilt werden kann, was geschehen ist, dann ist die Welt nicht ein vom Zufall gebeuteltes, böser, bedeutungsloser“, sondern viel eher ein „Ort, in dem das, was am Ende herauskommt, davon abhängt, wer man ist und was man tut“:⁷⁶ Wir glauben tief in unserem Innersten letztlich alle an eine gerechte Welt.

Die ihrer Sprache kaum noch mächtige, dissoziierende Margarete macht uns nun aber nur allzu deutlich, dass es mit unserem Glauben an eine gerechte Welt nicht weit her ist. Also: Hätte sie es nicht vorher besser wissen können und müssen? Und mit solchen Einwänden versuchen wir, ihr selbst Mitverantwortung an ihrem Schicksal zuzusprechen. Ist sie aber selbst schuldig, ist auch ihr Schicksal im Kerker gerecht und stört nicht unseren Glauben an eine gerechte Welt. Nur dadurch, dass die „Natürlichkeit“ und „Stärke“, die „ganz unerträglich“ durchscheint, bzw. „die unmittelbare Wirkung des ungeheuern Stoffes“ dann „wie durch einen Flor“ „abgedämpft“ wird (so Goethe in seinem Brief an Schiller), können wir anscheinend diesen Angriff besonders der Margarete aus *Frühe Fassung* auf unser immer illusionäres Weltbild ertragen. Behält man dies im Auge, sagen die hier zitierten Äußerungen von Wittkowski, Trunz, Weber u.a. mehr über das Bedürfnis der Interpreten aus, ihren Glauben an eine gerechte und berechenbare Welt aufrechterhalten zu wollen, als über den Text.

Doch könnte eine vereinseitigende Entscheidung für die Margarete aus *Frühe Fassung* ebenso auf Vorannahmen, die dem Interpreten nicht bewusst sind, beruhen. Überzeugend wäre etwa die These, dass die Margarete aus *Frühe Fassung* als Figur des Sturm und Drang höchst individuell und auf Unverwechselbarkeit angelegt wurde, während demgegenüber die Margarete der späteren Fassungen Idealvorstellungen der Weimarer Klassik entspricht:⁷⁷ Goethes Umdeutung der Figur (denn um eine solche handelt es sich ohne Zwei-

⁷⁵ Lerner 1980, S. 20f.

⁷⁶ Janoff-Bulman 1992, S. 148.

⁷⁷ Diesen Hinweis verdanke ich Anne Bohnenkamp-Renken, die diesen Ansatz in Bohnenkamp-Renken 2007 unter Bezugnahme auf die zunehmende Häufigkeit der *Hohen-Lied*-Zitate über die Fassungen hin weiter ausarbeitet (nur zwei Stellen in *Frühe Fassung*, nämlich in der Gartenszene, als Margarete v. 1036 bemerkt: „Mich überläuft’s“, sowie am Spinnrad, im *Fragment* dann eine weitere Stelle in der Szene *Wald und Höhle* durch Mephisto mit den hier bereits erwähnten neidvollen Anspielungen auf Maragretes Brüste v. 3336f., prägend dann in den späten Fassungen der *Ker-*

fel) müsste also nicht als schwächende Zurücknahme, sondern könnte als Umakzentuierung vor anderem geistesgeschichtlichen Hintergrund gesehen werden (und so wiederum ein bedeutsames Licht auf die Kälte⁷⁸ dieser Ideale werfen). Die Margarete von *Frühe Fassung* wäre also durch traumatheoretisch fundierte Erklärungsmodelle besser zu verstehen, die jedoch am idealischen, gerade nicht individuellen Charakter der Margarete der späteren Fassungen abgleiten müssen.

Denn, wie Jan Philipp Reemtsma zu Recht anführt, sei nie zuvor wie heute, also in der Zeit nach Niedergang des III. Reichs,

soviel wir von unserer Geschichte wissen, der Umstand, ein Opfer extremer Gewalt geworden zu sein, ein Grund gewesen, soziale Achtung zu erhalten und moralische Autorität zugeschrieben zu bekommen.

In unserer christlich geprägten Gesellschaft gilt

die so banale wie brutale Allerweltsunterscheidung zwischen denen, die ‚zu uns gehören‘ und deren ihnen von anderen zugefügtes Leid sie uns teuer macht, weil wir unser Überleben im Anblick ihres Todes oder Leides feiern und diese selbsttüchtige Regelung zur Heldenverehrung adeln, und denen, die ‚zu den anderen‘ gehören und denen recht geschieht.

Das Opfer ist aber dasjenige, das uns „die eigene Verletzlichkeit drastisch vor Augen führt“. Umgekehrt wird nun aber „auf einmal dem Opfer der Status des ‚Guten‘ zugeschrieben“. Dabei ist jedoch

die eine wie die andere Zuschreibung selbstredend vollständig irrational, und man könnte meinen, hier fände eine Art Überkompensation statt, also der Versuch, ein schlechtes Gewissen zu kalmieren [zu beruhigen], indem man des Guten zu viel tut.

Entsprechend versteht Reemtsma die „Karriere der Traumatherapie als Folge des Widerspruchs zwischen sozialer Achtung und affektiver Abwehr des Traumatisierten“: Traumatherapie werde zu einem Ort einer „sozialen Kompromissbildung“, denn in ihr könne man das „Trauma als etwas anerkennen, das man aber auch wieder aus der Welt schaffen möchte“.⁷⁹ Allzu schnell könnte man also – wie hier zumindest ansatzweise geschehen – darauf verfallen, der Margarete aus *Frühe Fassung* als tief Traumatisierter ein spezielles

ker-Szene).

⁷⁸ Über entsprechende Interpretationen als Geste bürgerlicher Kälte bzw. das Kalt-Machen eines Textes u.a. durch Kanonisierung vgl. Fricke 2004, S. 252-54.

⁷⁹ Reemtsma 2003, S. 37f., S. 40, S. 42.

Wissen zuzusprechen, das der dozierenden, reflektierenden Margarete der späteren Fassungen abgeht. Letzten Endes wäre dies aber nur eine andere Form des „blaming the victim“, um so die eine gegen die andere Margarete wegen des spezifischeren Opfer-Seins auszuspielen.

Also nichts Neues unter der Sonne? Stellt die Psychotraumatologie – auch und besonders angewendet auf Figuren in der Literatur – bloß eine neuerliche Modewelle dar, die doch wieder nur unsere unreflektierten Grundannahmen zu untermauern sucht und dabei – natürlich – Erfolg hat? Dieser Vorwurf muss mit Entschiedenheit verneint werden: Zwar zeigen sich auch in der Psychotraumatologie zeitverbundene Ausrichtungen (etwa in der Überbetonung der PTBS-Diagnose) und seltsamste Auswüchse, doch hilft sie in den besten Momenten indirekt, sich – auch und immer durch Rückbindung auf hirnpfysiologische Forschungsergebnisse – eigene unreflektierte Grundannahmen doch noch bewusst zu machen: Warum reagiere ich als Leser auf eine bestimmte Weise abwertend oder glorifizierend oder rege mich in bestimmten Zusammenhängen auf, in anderen aber nicht?

Als leitende Fragestellungen für die Untersuchung auch anderer Texte könnte man formulieren: Wer bezeichnet wen warum als traumatisiertes Opfer – und wen als moralisch zu verdammenden Täter? Hilft diese Dichotomie bzw. diese eindeutige, zweiwertige und moralisierende Zuteilung in irgendeiner Form? Und wenn ja: wem? Und worin könnten die eigentlichen Motive liegen? Und dies sind Fragen von allgemeinstem Interesse.

10. Eleganter Unsinn

Doch warum diese Untersuchung? Alan Sokals und Jean Bricmonts Studie *Fashionable Nonsense* schlug 1998 wie ein Bombe in die universitäre geisteswissenschaftliche Landschaft ein. Sie hatten es gewagt, die Inanspruchnahme scheinwissenschaftlichen, oberflächlich angeeigneten Vokabulars aus meist naturwissenschaftlichen oder mathematischen Bereichen als Schein-Analogien ohne jeden Erkenntnisgewinn in einigen Texten von u.a. Jacques Lacan, Julia Kristeva, Luce Irigaray, Jean Baudrillard oder Giles Deleuze / Félix Guattari herauszustellen. Diese Texte stünden einer intellektuellen Strömung nahe,⁸⁰

die gekennzeichnet ist durch eine mehr oder minder explizite Ablehnung der rationalistischen Tradition der Aufklärung, durch theoretische Abhandlungen, die von jeglichem empirischen Nachweis losgelöst sind, und durch einen kognitiven Relativismus, der die Wissenschaft lediglich als ‚Erzählung‘, als ‚Mythos‘ oder als eine gesellschaftliche Konstruktion unter vielen betrachtet.

⁸⁰ Sokal und Bricmont 1999, S. 17.

Letzterer Punkt ist dabei im Umgang mit der Modedroge „Neurobiologie“ natürlich nicht zu beobachten (vielmehr zeigt sich eine tiefe Sehnsucht nach angeblich harter, empirischer Wissenschaft). Es steht aber durchaus zu befürchten, dass dann, wenn Literaturwissenschaftler sich nicht ernsthaft in jene fremden Gebiete einarbeiten, erneut höchstens eleganter Unsinn das Ergebnis sein wird.

Es bleibt also nichts anders übrig, als sich gewissenhaft um Lehrer aus diesen anderen Gebieten zu bemühen, die einem zumindest Lektüreempfehlungen geben, die eigenen Texte von diesen gegenlesen zu lassen (wann immer es geht) – und ständig sich eines Mehrwertes der eigenen Interpretation zu versichern, eines Mehrwertes natürlich für die Literaturwissenschaft und für das Verständnis von Texten, vielleicht jedoch auch sogar für die Wissenschaftler in diesem fremden Gebiet. Ulrich Sachsse bemerkte über diesen Text über Margarete, die Kontroversen seien noch fundamentaler: Hat „die Geisteswissenschaft zu verstummen, wenn die Naturwissenschaft etwas herausgefunden hat?“ Oder sei „die Naturwissenschaft irrelevant, bis die Geisteswissenschaft ihre Befunde aufgearbeitet“ habe? Auch in diesem Sinne verstehe ich die Untersuchung über Margarete im *Kerker* auf dem Hintergrund neurobiologisch-hirnphysiologisch fundierter, auch traumatheoretischer Erkenntnisse als Modellanalyse.⁸¹

Bibliographie

Quellen:

- Goethe, Johann Wolfgang: Faust. Erster Teil. „Urfaust“, Fragment, Ausgabe letzter Hand. Parallel-
druck (Studienausgabe). Hg. von Ulrich Gaier. Stuttgart 2005.
- : Faust. Texte und Kommentare. 2 Bde. Hg. von Albrecht Schöne. Frankfurt a.M. ⁵2003.
- : Dramatische Dichtungen. Erster Band (Hamburger Ausgabe Bd. 3). Hg. von Erich Trunz. Mün-
chen ¹⁶1996.
- : Das Hohelied Salomons. In: Goethes Werke. Hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie
von Sachsen. 37. Band der Ersten Abteilung. Weimar 1896, S. 299-310.

Sekundärliteratur und Hilfsmittel

Arens, Hans: Kommentar zu Goethes Faust I. Heidelberg 1982.

⁸¹ Ich danke Klaus Bartels (Hamburg), Anne Bohnenkamp-Renken (Frankfurt), Peter Fiedler (Heidelberg), Dag Nikolaus Hasse (Würzburg), Gerald Hüther (Göttingen) und Oliver Sachsse (Göttingen) herzlich für Hinweise und wertvolle Kritik. Besonders in Bezug auf die sich ständig wandelnde Theorielandschaft war und bin ich auf die freundliche Unterstützung durch Fachgelehrte angewiesen.

Fricke: Margarete im Kerker, S. 36

- Becker, David: die erfingung des traumas – verflochtene geschichten. Freiburg 2006.
- Bohnenkamp, Anne: „... das Hauptgeschäft nicht außer Augen lassend“. Die Paralipomena zu Goethes Faust. Frankfurt a.M. und Leipzig 1994.
- : Blicke in Goethes „Faust“-Werkstatt. In: Maisak, Petra (Hg.): Goethes „Faust“, Verwandlungen eines „Hexenmeisters“. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift vom 28. August bis 11. November 2007. Frankfurt a.M. 2007, S. 7-19.
- Bolte, Johannes und Polívka, Georg: Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Bd. 1. Hildesheim ²1963.
- Chorus sanctorum omnium. Kön 1563.
- Die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. (Carolina). Hg. von Friedrich-Christian Schröder. Stuttgart 2000.
- Dörner, Klaus: Bürger und Irre. Zur Sozialgeschichte und Wissenschaftssoziologie der Psychiatrie. Zweite Neuauflage. Frankfurt a.M. 1995.
- Elsaesser, Thomas: Trauma und der Holocaust. <http://www.books.de/biopolitik/te-trauma.htm> (vom 08.01.2008)
- Fiedler, Peter: Dissoziative Störungen und Konversion. Trauma und Traumabehandlung. Weinheim ²2001.
- : Über Nutzen und Grenzen der Neurobiologie für die Psychotherapie (im Druck).
- Fischer, Gottfried: Psychoanalyse und Psychotraumatologie. In: Freiburger Literaturpsychologische Gespräche 19 (2000), S. 11-26.
- und Riedesser, Peter: Lehrbuch der Psychotraumatologie. München und Basel ³2003.
- Flatten, Guido, Gast Ursula u.a.: Posttraumatische Belastungsstörung. Leitlinie und Quellentext. Stuttgart und New York ²2004.
- Francisci, Erasmus: Der Höllische Proteus oder Tausendkünstige Versteller. Nürnberg 1690.
- Fricke, Hannes: Das hört nicht auf. Trauma, Literatur und Empathie. Göttingen 2004.
- : „still zu verschwinden, und auf würdige Weise“: Traumaschema und Ausweglosigkeit in Stefan Zweigs *Schachnovelle*. In: Zeitschrift für Psychotraumatologie und Psychologische Medizin 4 (2006), S. 41-55.
- Grimm, Jacob und Wilhelm (Hg.): Deutsches Wörterbuch (Nachdruck der Erstausgabe 1854-1971). München 1984.
- Habermas, Rebekka (Hg.): Der Prozeß gegen die Kindsmörderin Susanna Margaretha Brandt. München 1999.
- Haenel, Thomas: Stefan Zweig. Psychologe aus Leidenschaft. Leben und Werk aus der Sicht eines Psychiaters. Düsseldorf 1995.
- Herman, Judith Lewis: Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden. München 1993.
- Hüther, Gerald: Die neurobiologische Verankerung traumatischer Erfahrungen. In: Sozialpsychiatrische Informationen 3 (2003), S. 17-21.

Fricke: Margarete im Kerker, S. 37

- Janoff-Bulmann, Ronnie: Shattered Assumptions. Towards a New Psychology of Trauma. New York u.a. 1992.
- Kobligk, Helmut: Johann Wolfgang Goethe. Faust I (= Diesterweg Grundlagen Gedanken: Interpretationshilfen). Frankfurt a.M. 1997.
- Lerner, Melvin J.: The Belief in a Just World. A Fundamental Delusion. New York und London 1980.
- Levine, Peter A.: Trauma-Heilung. Das Erwachen des Tigers. Unsere Fähigkeit, traumatische Erfahrungen zu transformieren. Essen 1998.
- Maisak, Petra (Hg.): Goethes *Faust*, Verwandlungen eines „Hexenmeisters“. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift vom 28. August bis 11. November 2007. Frankfurt a.M. 2007.
- Peichl, Jochen: Die inneren Trauma-Landschaften: Borderline – Ego-State – Täter-Introjekt. Stuttgart und New York 2007.
- Petriconi, H.: Die verführte Unschuld. Bemerkungen über ein literarisches Thema. Hamburg 1953.
- Pickerodt-Uthleb, Erdmute und Pickerodt, Gerhart: Johann Wolfgang Goethe. Faust I. Unterrichtskommentar (= Cornelsen klassische Schullektüre). 4. Druck. Berlin 2007.
- Pietzcker, Carl: Das hört NICHT auf. Trauma, Literatur und Empathie (review). In: Monatshefte für deutsche Sprache und Kultur 99/3 (2007), S. 400-403.
- Praetorius, Johannes: Anthropodemus plutonicus. Das ist / Eine Neue Welt-beschreibung Von allerley Wunderbahren Menschen. Magdeburg 1666.
- Reddemann, Luise: Imagination als heilsame Kraft. Zur Behandlung von Traumafolgen mit resourceorientierten Verfahren. Stuttgart 2001.
- Reemtsma, Jan Philipp: „Wir sind alles für Dich!“ An Stelle einer Einleitung: Skizze eines Forschungsprogramms. In: – (Hg.): Folter. Zur Analyse eines Herrschaftsmittels. Hamburg 1991, S. 7-23.
- : „Trauma“ – Aspekte der ambivalenten Karriere eines Konzepts. In: Sozialpsychiatrische Informationen 2 (2003), S. 37-43.
- Sachsse, Ulrich (Hg.): Traumazentrierte Psychotherapie. Theorie, Klinik, Praxis. Stuttgart 2004 (darin –: „Die peri- und posttraumatische Stressphysiologie“, S. 48-58, und „Täter-Introjekte und Opfer-Introjekte: Fremdkörper im Selbst“, S. 216-231).
- Schöne, Albrecht: Götterzeichen, Liebeszauber, Satanskult. Neue Einblicke in alte Goethetexte. München ²1993.
- Simon, Fritz B.: Meine Psychose, mein Fahrrad und ich. Zur Selbstorganisation von Verrücktheit. Heidelberg ⁸2000.
- Sokal, Alan und Bricmont, Jean: Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaft missbrauchen. München 1999.
- van der Kolk, Bessel A. u.a. (Hg.): Traumatic Stress. Grundlagen und Behandlungsansätze. Theorie, Praxis und Forschungen zu posttraumatischem Streß sowie Traumatherapie. Paderborn 2000.

Fricke: Margarete im Kerker, S. 38

–: Trauma und Gedächtnis: In: – u.a. (Hg.): Traumatic Stress. Grundlagen und Behandlungsansätze. Theorie, Praxis und Forschungen zu posttraumatischem Streß sowie Traumatherapie. Paderborn 2000, S. 221-240.

– : u. van der Hart, Onno und Marnmar, Charles R.: Dissoziation und Informationsverarbeitung beim posttraumatischen Belastungssyndrom. In: – u.a. (Hg.): Traumatic Stress. Grundlagen und Behandlungsansätze. Theorie, Praxis und Forschungen zu posttraumatischem Streß sowie Traumatherapie. Paderborn 2000, S. 241-261.

Winkler, Michael: Zur Bedeutung der verschiedenen Versmaße von Faust I. In: Symposium 18 (1964), S. 5-21.

Wittkowski, Georg: Goethes Faust. Bd. 2: Kommentare und Erläuterungen [1906]. Leiden ¹⁰1950.